
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

März 3/2004

Aus dem Inhalt

Heiner Koch Wo ist der neugeborene König der Juden? (Mt 2,2)	65
Rosemarie Nürnberg „Nehmt Gottes Melodie in euch auf!“	67
Christoph Baumgart weetersagen!	75
Holger Walz/Joachim Windolph Spiritualität jugendlicher Firmlinge	78
Heiner Koch „Seht, da ist der Mensch!“	85
Gunther Fleischer „Wen sucht ihr?“	87
Hermann-Josef Lauter OFM Zeugnisse christlicher Mystik	92
Leserbrief	94
Literaturdienst: Paul Deselaers: Lebensweisheit aus der Bibel Simone Honecker: Durchblick	95

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln |
Dr. Rosemarie Nürnberg, Marzellenstr. 32, 50668 Köln |
Pfr. Christoph Baumgart, Rückertstr. 2, 49078 Osnabrück |
Holger Walz, Lübecker Str. 15, 50668 Köln | Pfr. Dr. Joachim
Windolph, Sebastian-Bach-Str. 1 a, 41539 Dormagen |
Gunther Fleischer, Marzellenstr. 32, 50668 Köln |
P. Hermann-Josef Lauter OFM, Franziskanerplatz 1,
53879 Euskirchen

Unter Mitwirkung von Pfarrer Ralf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof
12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois Jansen,
Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat Dr. Heiner
Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Domkapitular
Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin |
Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath,
Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint
monatlich im J.P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft
2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J.P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Heiner Koch

Wo ist der neugeborene König der Juden? (Mt 2,2)

Die ersten Worte der Drei Weisen, deren Weg wir in diesem Jahr an dieser Stelle betrachten, formulieren eine Frage: „Wo ist der neugeborene König der Juden?“ (Mt 2,2). Wer fragt, weiß, wie bruchstückhaft sein Wissen ist. Er meint nicht, „mit allem fertig zu sein“; er bildet sich nicht ein, alles im Griff und begriffen zu haben. „Der kann überhaupt nicht fragen, der alles besser zu wissen meint. Um fragen zu können, muss man wissen wollen, das heißt aber: Wissen, was man nicht weiß“ (Hans-Georg Gadamer, ebd. 369). Wer fragt, ist offen, seinen Horizont zu erweitern und ist bereit zu lernen. Wer fragt, unterbricht das „Einfach-immerweiter-so“, er hält inne und versucht, Neues zu entdecken. „Fragen heißt ins Offene stellen“ (Hans-Georg Gadamer, *Hermeneutik 1*, Tübingen 1986, 369).

Die Grundfrage des Menschen lautet nach Martin Heidegger: „Warum ist überhaupt Seiendes und nicht vielmehr Nichts?“ (Martin Heidegger, *Wegmarken*, Frankfurt 1967, 19). Der Mensch erfährt sich als fragendes Wesen, weil er einmal noch nicht da war und einmal nicht mehr da sein wird. Dieses Fragen vor dem drohenden Nichts führt den Menschen zu Fragen nach seinem Woher, seinem Wohin, seinem Warum. „Damit zeigt sich, dass der Mensch sich einerseits seiner Begrenztheit und Endlichkeit bewusst ist, andererseits aber zumindest fragend über alle Begrenztheit hinaus ins Unbegrenzte, über alle Endlichkeit hinaus ins Unendliche will“ (Hans Waldenfels, *Kontextuelle Fundamentalthologie*, Paderborn 1985, 51).

Wer sein Leben in Frage stellt, führt es in die Weite. Im Fragen greift er in den Bereich hinein, den er noch nicht begriffen hat, den er aber mit seiner Frage „anpeilt“. Im Fragen

überschreitet der Mensch jede Grenze. Gerade im Fragen erreicht er so auch Gott, auch wenn er ihn fragend gleichsam nur berühren und niemals erfassen kann. Solches Fragen ist damit ein zutiefst geistlicher Prozess, eine Suchbewegung nach Antworten auf die Frage auch nach dem Sinn und dem Grund, dem Horizont und den Perspektiven, dem Ziel und der Erfüllung unseres Lebens – und in all dem nach Gott.

Genauso fanden die Heiligen Drei Könige durch ihr Fragen die Spur zu Gott. Wer fragend nach Gott in seinem Leben Ausschau hält, der wird – wie die Heiligen Drei Könige – Gott auch ganz überraschend begegnen in Situationen, in denen er es nicht vermutet, und in Begegnungen, in denen er Gott nicht erwartet. Immer wieder ruft Jesus seine Jünger zur Wachsamkeit auf, damit wir ihn nicht übersehen, wann und wo immer er uns begegnen will. Wer nach Gott fragt, bleibt wachsam auf Gott hin, er wird aufmerksam für Gottes Wirken in seinem Leben. Es ist spirituell sehr bereichernd, gerade im Rückblick auf einen Lebensabschnitt, etwa am Abend eines Tages, solch eine Rückfrage nach dem Wirken Gottes am vergangenen Tag zu stellen: Wo ist mir Gott heute begegnet? Wo habe ich ihn übersehen? Diese Offenheit, dieses immer wieder Nach-Gott-Fragen und Nach-Gott-Suchen qualifiziert Jesus als einen hervorragenden Weg Gott zu finden: „Suchet, und ihr werdet finden“ (Mt 7,7).

Solches Fragen nach Gott ist ein lebenslanger Prozess, er bleibt unabgeschlossen. Immer und immer wieder werden wir über Gott nachdenken müssen und uns in sein Geheimnis vertiefen. Er bleibt unergründlich und für uns immer fragwürdig, sonst wäre er

nicht Gott. Diese Unendlichkeit Gottes, die all unser Begreifen übersteigt, ist in manchen Lebensphasen sicherlich auch ein leidvoller Weg: Wie kann Gott solches Leid zulassen, fragt mancher nicht nur angesichts der Katastrophen dieser Erde im Großen, sondern auch angesichts des eigenen Leides oder des unheilbaren Leides eines geliebten Menschen etwa. Manche Frage wird offen bleiben, bis wir im Himmel einmal die Antwort schauen werden und uns vieles Fragwürdige von Gott beantwortet wird. Solch spannungsreiches Fragen ist ein Ausdruck unseres Glaubens, unseres Vertrauens auf Gott, auch und gerade dann, wenn wir ihn nicht verstehen.

Es mag sein, dass die Frage nach Gott und die Frage nach dem Glauben in unserer Gesellschaft immer weniger gestellt wird. Umso dringender aber ist es heute die Aufgabe der Kirche, auch Fragen bei den Menschen zu wecken – vor allem durch die Art und Weise ihres Lebens und ihres Auftretens. Damit stellt sich die dringende Frage: Sind unsere Lebensvollzüge, unser Handeln, unsere Einrichtungen, unsere Gemeinden und Gemeinschaften, unsere Gremien und Verbände, unsere Veranstaltungen und Events und unsere Kommunikation so christlich profiliert, dass sie Fragen provozieren? Sind wir in unserer Gesellschaft die lebendige Gottesfrage? In der Oper „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ von Kurt Weill mit einem Text von Berthold Brecht wird Jimmy Mahonney wegen Mangel an Geld zum Tode verurteilt. Den Tod vor Augen, stellt er die letzte Frage dieser Oper: „Denkt ihr denn gar nicht an Gott?“ Diese Frage nach Gott wach zu halten, indem Christen selbst immer wieder nach Gott fragen, ist wohl heute eine der wichtigsten Aufgaben der Kirchen in unserer Gesellschaft.

Liebe Leserinnen und Leser,

ich freue mich, nach langer Zeit Sie wieder selbst begrüßen zu können und danke vor allem meinem Kollegen Werner Höbsch, der ohne zu zögern und mit sicherer Hand während meiner Krankheit die Aufgaben der Schriftleitung übernommen hat.

Angesichts des Todestages der Düsseldorfer Sr. Emilie Schneider, deren Seligsprechung bevorsteht, bietet **Dr. Rosemarie Nürnberg**, Referentin im Referat Frauen-seelsorge des Erzbistums Köln, ein anregendes Doppelporrait von ihr und Therese von Lisieux.

Der Leiter der PWB-Stelle im Bistum Osnabrück, Pfarrer Christoph Baumgart, stellt ein Projekt der Berufungspastoral vor, das Jugendliche zum Weitersagen ihrer Glaubenserfahrungen befähigt und ermutigt.

Passend dazu präsentieren **Holger Walz** und sein Mentor **Professor Dr. Joachim Windolph** von der KFH Köln die Ergebnisse einer Untersuchung zur Spiritualität jugendlicher Firmlinge. Solche Wahrnehmungen können ein wichtiger Pfeiler für die Brücke zwischen Pastoral und Wirklichkeit sein.

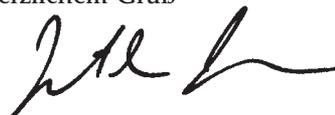
Die aktuell die Medienwelt beschäftigende Ausstellung „Körperwelten“ des Leichenplastinators Gunther von Hagens regt **Prälat Dr. Heiner Koch**, Leiter der HA Seelsorge im Erzbistum Köln, zu der tieferen Frage an, was Menschen überhaupt zum Anschauen von Leichen treibt, und zum aus christlicher Anthropologie erwachsenden Widerspruch gegen eine Show mit Toten.

Mein eigener Beitrag war ursprünglich eine Meditation zum Oasentag für alle Geistlichen des Erzbistums Köln in der Karwoche 2003, die vielleicht auch noch nach Abschluss des Bibeljahres zum Nachdenken über biblische Texte anregt.

P. Hermann-Josef Lauter OFM, früherer Schriftleiter des Pastoralblatts, schließlich reflektiert über das Wesen der Mystik.

Möge diese Mischung aus geistlichen und pastoralen Beiträgen ihnen allen eine gute Einstimmung in die österliche Buß- und Umkehrzeit sein.

Mit herzlichem Gruß



„Nehmt Gottes Melodie in euch auf!“

Leben in Zustimmung

Emilie Schneider und Therese von Lisieux

Alljährlich wird am 21. März der Todestag von Sr. Emilie Schneider (1820–1859) aus der Ordensgemeinschaft der Töchter vom Heiligen Kreuz im Theresien-Hospital in Düsseldorf, deren Seligsprechungsverfahren kurz vor dem Abschluss steht, besonders gewürdigt.

Im Gedenkvortrag¹ für Sr. Emilie an die Karmelitin Therese von Lisieux zu erinnern, könnte vielleicht verwundern. Doch es gibt lokale wie personale Beziehungen zum Karmel: Bis wenige Jahre vor dem Einzug der Töchter vom Heiligen Kreuz im Jahre 1852 war das Theresien-Hospital ein Karmelitenkloster. Zudem erwähnte Mutter Maria Theresia Haze, die Gründerin der Töchter vom Hl. Kreuz, Teresa von Avila, die Reformerin des Karmel, zur Schutzheiligen ihrer Ordensgemeinschaft.

Zu diesem mehr äußeren gesellt sich ein innerer Beweggrund: die auffallende Entsprechung in verschiedenen Aspekten des geistlichen Lebens von Emilie und Therese. Es nährt sich aus ein- und derselben Wurzel – aus einem großen „Ja“ – „Ja, Vater!“ – „Leben in Zustimmung“ – das ist ihr Lebensthema.

Zunächst einige biographische Vergleiche:

Beide wachsen in einem großen Familienkreis mit vielen Geschwistern auf. Während Therese, wie sie selber sagt, schon als Neunjährige den Wunsch hat, in den Karmel einzutreten,² und mit 15 Jahren nach vielen Schwierigkeiten dazu eine Dispens erhält, geben Emilie erst im Alter von 24 Jahren der plötzliche Tod zweier Bekannter und die

Einkleidung einer Freundin bei den Kölner Ursulinen Anlass, über eine eigene mögliche Ordensberufung nachzudenken³.

Wie die junge Therese von Lisieux wird auch Sr. Emilie schon in jungen Jahren – sogar noch vor der Feierlichen Profess, die sie erst 1855 im Theresien-Hospital ablegt – Novizenmeisterin, von 1850 bis 1852 in Haus Aspel. *„Die Schwestern liebten sie sehr“*, schreibt Sr. Adélaide.⁴ Therese bleibt in diesem Amt bis zu ihrem Tod, während Sr. Emilie 1852 in Düsseldorf der Dienst der Oberin übertragen wird, den sie bis zu ihrem Tod erfüllt.

Therese von Lisieux kommt aus einem wohlbehüteten Familiennest ins Kloster. Doch obschon sich mit dem Eintritt in den Karmel ihr innigster Lebenswunsch erfüllt, gesteht sie: *„Die Illusionen! – Der liebe Gott hat mir die Gnade gewährt, bei meinem Eintritt in den Karmel keine einzige zu haben ... es ... begegneten mir bei meinen ersten Schritten mehr Dornen als Rosen ...“*⁵ Sie leidet unter der Strenge der unberechenbaren Priorin und dem Verhalten der missgünstigen Mitschwestern. Hinzu kommen innere Trockenheit und Trostlosigkeit, wie sie in einem Brief schon wenige Monate nach ihrem Eintritt in den Karmel nüchtern realistisch ihre leidvollen Erfahrungen mit dem klösterlichen Alltag beschreibt: *„Das Leben ist oft so niederdrückend. Welche Bitterkeit ... Ja, das Leben kostet etwas. Es ist mühsam, einen Arbeitstag zu beginnen. ... O! Welch öde Gesellschaft, wenn Jesus nicht dabei ist ...“*⁶

Man könnte vergleichen: Wie Therese aus einem wohlbehüteten Familiennest, so kommt Sr. Emilie aus der wohlgeordneten Klostersgemeinschaft in Haus Aspel, die ihr wie das *„Paradies“* erscheint⁷ – dort hat sie, wie schon in Lüttich, wo sie eingetreten war, nur Liebe und Duldsamkeit erfahren – in das *„Etablissement de Düsseldorf“*, wo sie zwar *„die Erfüllung ihres Wunsches, Arme und Kranke zu pflegen (findet), dies aber in einem wahren Kreuzfeuer von Verleumdung, Kränkung, Enttäuschung und Anfeindung“*⁸.

Wer heute unvorbereitet in die *„Selbstbiographischen Schriften“* der Therese von Lisieux schaut oder in den *„Geistlichen Brie-*

fen“ der Emilie Schneider⁹ liest, dem mögen sich Gedanken an „das fromme Gesummse“ des 19. Jahrhunderts aufdrängen, wie Karl Rahner es einmal etwas bärbeißig genannt hat.¹⁰ Doch hier wie da ist geboten, die innere Aussage der Gedanken von der äußeren Verpackung der Sprache, in der sie ausgedrückt werden, beeinflusst vom kleinbürgerlichen Katholizismus und vom Biedermeierstil des 19. Jahrhunderts, zu unterscheiden. So wie man heutzutage die oft aufwändig gestaltete Verpackung geduldig aufröseln muss, bis man zum Inhalt vorgestoßen ist, genau so muss man die blumige Sprache des 19. Jahrhunderts als Verpackung öffnen und beiseite legen, um die Gedanken selbst zu bestaunen: Sie offenbaren eine wahrhaft solide, nüchterne Frömmigkeit.

Damit sind wir bei einem charakteristischen Zug, der beiden gemeinsam ist:

1. Nüchternheit

Vordergründig betrachtet, würde niemand so schnell die Frömmigkeit der Therese von Lisieux als nüchtern bezeichnen. Doch hören wir sie selbst. In der Rückschau auf die Krankheit ihres geliebten Vaters, der seine letzten Lebensjahre in geistiger Umnachtung in einer psychiatrischen Anstalt verbringen muss, sagt sie voll Überzeugung, dass diese drei Jahre ihres liebenden Mitleidens mit ihrem kranken Vater die „fruchtbarsten meines ganzen Lebens“ sind. „Ich tauschte sie nicht ein für alle Ekstasen und Offenbarungen der Heiligen“.¹¹ Das reine Mit-Leiden hat sie auf ihrem geistlichen Weg weiter gebracht als alle noch so frommen Gedanken und Übungen. Dies zieht sie allen außergewöhnlichen frommen Erfahrungen vor. Diese wahrhaft nüchterne Haltung wird bestätigt durch ein Bekenntnis, das Therese schon als Novizin ablegt. In einer Zeit, in der die Aufsehen erregenden Marienerscheinungen in La Sallette (1846) und Lourdes (1858) eine wichtige Rolle spielen, bekennt Therese, sie habe gar kein Verlangen, nach Lourdes zu gehen oder Ekstasen zu haben, sondern ziehe die Eintönigkeit

des täglichen Dienstes vor. Diese Haltung prägt das ganze Leben der hl. Therese. So in einem Gedicht 4 Monate vor ihrem Tod (1897), „Warum ich dich liebe, Maria“:

„Ich weiß, Jungfrau voll der Gnaden,
dass du ganz arm in Nazaret lebstest ...

Und nichts weiter verlangtest ...

Keinerlei Verzückungen, Wunder oder
Ekstasen verschönten dein Leben ...

(Alle) können ohne Zittern zu dir die
Augen erheben, weil es dir gefiel, du
unvergleichliche Mutter, auf dem ge-
wöhnlichen Weg zu gehen, um alle zum
Himmel zu führen!“¹²

2 Monate vor ihrem Tod bemerkt sie mit Blick auf die im Auftrag ihrer Priorin von ihr selbst geschriebene Lebensgeschichte: „Es wird darin für jeden etwas zu finden sein, nur nichts über die außergewöhnlichen Wege“.¹³ Genauso wenig geht es Schwester Emilie um das Außergewöhnliche. Auch sie sehnt sich nach Verborgenheit und Unbekanntheit. Ihr Beichtvater und Seelenführer, Rektor Joseph von der Burg, bescheinigt Emilie „einen klaren, durchdringenden Verstand“ und sieht sie als „entschiedene Gegnerin aller bloßen Gefühlsfrömmigkeit“. Er zitiert die Novizin Sr. Veronica, die Emilie seit 1850 kannte: „Ihre Frömmigkeit lag nicht in Worten und Gefühlen, und daher suchte sie auch andere vor der Täuschung zu bewahren, die Frömmigkeit darin bestehen zu lassen“. So wird verständlich, dass sie „mit ängstlicher Sorgfalt darauf bedacht (war), dass doch ja niemand etwas von den außergewöhnlichen Gnaden bemerkte, die Gott ihr schenkte. Als nach ihrem Tode die hohe Begnadung bekannt wurde, konnten die Schwestern es kaum begreifen, wie ihre Oberin es verstanden hatte, alles Außergewöhnliche so geschickt vor den Augen anderer zu verbergen“¹⁴. „Wer hätte das gedacht?“ schreibt Sr. Gerhardine dazu mit größtem Erstaunen.¹⁵ Dies bezeugt, wie sehr es Sr. Emilie gelungen ist, alles Außergewöhnliche zu verbergen und ihre Aufgaben in Kloster, Krankenhaus und bei den zahlreichen Hausbesuchen ohne jedes Aufsehen zu erfüllen. So berichtet eine andere Mitschwester, Sr. Anna, nach dem Tod von Sr. Emilie: „Etwas

*Außergewöhnliches habe ich bei ihr nie bemerkt. Aber ihre gewöhnlichen Handlungen verrichtete sie auf vollkommene Weise, und mit Treue und Pünktlichkeit“.*¹⁶ Dies alles erinnert auffallend an eine Bemerkung über Therese von Lisieux kurz nach ihrem Tod, als man sich Gedanken über den Nachruf macht: *„Sie trat bei uns ein, lebte und starb – mehr ist wirklich nicht zu sagen“.*¹⁷

Auch wenn Außenstehende von den außergewöhnlichen Gebetserfahrungen der Sr. Emilie nichts ahnen, so sind doch viele Menschen von ihrer ungewöhnlichen Ausstrahlung fasziniert, die ein Leben in ständiger Gottverbundenheit hervorbringt. Das bezeugt eine Episode. So kommen dem Vater einer Postulantin die Tränen, als er Sr. Emilie begegnet. Auf die Frage seiner Tochter, gesteht er: *„Ich habe eine Heilige gesehen“.*¹⁸

Eine Mitschwester bemerkt: *„Schon allein ihre Gegenwart, ihr Anblick, ihr Auftreten, ihre Unterhaltung waren in Gott und für Gott. Sie schien mir wie ein Magnet, der anzog, oder wie ein Stern, der hinaufblicken ließ zu unserem höchsten und letzten Ziel, zu Gott! Niemals bin ich jemandem begegnet, der einen solchen Eindruck hinterließ, nicht bloß auf mich, sondern auf viele, die bei ihr in inneren Angelegenheiten sich Rat holten“.*¹⁹

Und dennoch, wäre nicht das Zeugnis ihrer geistlichen Briefe, die sie in ihren letzten fünf Lebensjahren verfasst hat, so wüsste niemand von ihrem ungewöhnlichen Gnadenweg und der innigen Gottverbundenheit, die sie vor der Umwelt so völlig verborgen hat. Ihre Mitschwester berichten, *„dass sie zwar mit Begeisterung von Gott sprechen konnte, sonst aber eher eine Frau der knappen Worte war“.*²⁰ Die beschriebene stete, nüchterne Wachsamkeit im Bezug auf ihr Denken und Fühlen versetzt sie immer wieder in Furcht, in ihrem geistlichen Leben Täuschungen zu erliegen. Diese Sorge gibt auch erst den Anstoß, sich dem Beichtvater anzuvertrauen, und zwar schriftlich, da ihr mündlich die erklärenden Worte schwerfallen.²¹

Auch die Tatsache, dass sie die vom Beichtvater empfohlene Lektüre der Autobiographie der hl. Teresa von Avila, die Vida, nach den ersten 10 Kapiteln nicht fortsetzen

will, zeugt von der großen Nüchternheit ihres geistlichen Lebens. Denn nicht, weil ihr etwa der Inhalt zu schwierig oder unverständlich erschiene, sondern weil sie sich selber mit dem, was sie erlebt, darin wiedererkennt und sich ihre Gefühle gesteigert zu haben scheinen. Gerade davor scheut sie in ihrer Nüchternheit zurück: *„Vor mehreren Tagen, als Sie die Güte hatten, mich zu fragen, wie das Leben der hl. Theresia mir gefalle, bemerkten Sie vielleicht meine Verlegenheit. Ich muss Ihnen gestehen, dass diese Lesung auf mich einen großen Eindruck macht. Es war mir so ganz recht, dass die Witterung mir nicht gestattete, die Lesung im Garten zu halten, in dem ich nicht ungestört hätte weinen können. Nie erkannte ich in so hellem Licht die ganz besonderen und vielen Gnaden, die Gott in seiner unendlichen Güte mir seit vielen Jahren verliehen. Ich möchte fast sagen, der Herr verfolgt mich mit Seinen Gnaden...“.*²²

2. Glaubensdunkelheit

Beide, Therese wie Emilie, verbringen die letzten Monate bis zu ihrem Tod in tiefer Glaubensdunkelheit.

Über die letzten 18 Monate der Therese von Lisieux haben wir eigene Berichte sowie Gespräche, die am Krankenbett von ihren Mitschwester aufgezichnet worden sind. Es ist erschütternd zu lesen, wie Therese ihre Situation schildert: *„Gott ließ zu, dass dichteste Finsternisse in meine Seele eindringen und... der Gedanke an den Himmel bloß noch Kampf und Qual war... Diese Prüfung sollte nicht nur ein paar Tage, ein paar Wochen dauern, sie sollte erst zu der von Gott bestimmten Stunde erlöschen und... diese Stunde ist noch nicht gekommen... Gerne wollte ich ausdrücken, was ich fühle, aber ach! Es erscheint mir unmöglich. Man muss durch diesen dunklen Tunnel gewandert sein, um zu wissen, wie finster er ist...“.* Sie beschreibt, wie die Glaubensprüfung immer mehr zunimmt und sie alles in Frage gestellt sieht: *„Doch plötzlich verdichten sich die Nebel um mich her. Sie dringen in*

meine Seele ein und umhüllen sie derart, dass ich in ihr das liebliche Bild meiner Heimat (den Himmel) nicht mehr wieder zu finden vermag. Alles ist entschwunden!“ Sie fühlt sich von der Finsternis verhöhnt, die ihr zuzurufen scheint: „Du träumst von Licht, von einer lieblichen Heimat, du träumst von dem ewigen Besitz des Schöpfers all dieser Wunderwerke, (du glaubst) eines Tages den Nebeln, die dich umfängen, zu entrinnen. Nur zu, nur zu, freu dich auf den Tod, der dir geben wird nicht, was du erhoffst, sondern eine noch tiefere Nacht, die Nacht des Nichts“.²³ Therese steht in der Bedrohung äußerster Sinnlosigkeit. Die „Nacht des Nichts!“, d. h. der Sinn des Lebens wird total in Frage gestellt. Das ist etwas anderes als die „Nacht des Glaubens“ bei Johannes vom Kreuz. Ihm ist zwar das Gefühl der wärmenden Nähe Gottes abhanden gekommen, aber er kann dennoch glauben. Therese hingegen sieht alles in Frage gestellt. Sie sieht sich in der Nacht der Sinnlosigkeit: „Manchmal freilich erhellt ein ganz kleiner Sonnenstrahl meine Finsternis, dann hört die Prüfung für einen Augenblick auf, aber nachträglich lässt die Erinnerung an diesen Lichtstrahl, statt mir Freude zu bereiten, meine Finsternis nur noch dichter werden“.²⁴ Was ihr den Atem nimmt, ist nicht bloß ein vages Gefühl, sondern durchaus eine intellektuelle Versuchung zum Unglauben. Ihrer Schwester Pauline, mit der sie nur andeutungsweise über ihre Nöte spricht, gesteht sie: „Die Argumente der schlimmsten Materialisten zwingen sich meinem Geist auf“.²⁵

Zu einer Schwester an ihrem Krankenbett sagt sie: „Sehen sie das schwarze Loch da, wo man nichts mehr unterscheiden kann? (Therese meint einen tiefen Schatten unter einem Kastanienbaum, auf den hell die Sonne strahlt). In einem solchen Loch bin ich mit Seele und Leib. O ja, was für Finsternisse!“²⁶

Über die letzten 5 Monate der Sr. Emilie wissen wir von ihr selber nichts. Ihr letzter Brief stammt vom 25. Oktober 1858. Ihr Beichtvater aber beschreibt ihre innere Verfassung in diesen Monaten „Die Erkenntnis der göttlichen Dinge verdunkelte sich bei ihr

dermaßen, dass sie nicht bloß von beständigen Glaubenszweifeln gequält wurde, sondern sich sogar wie eine Ungläubige vorkam; sie war in einen Abgrund von Finsternis versenkt... Es schien ihr, als sei sie von Gott ganz und gar verlassen; sie war sehr zur Verzweiflung versucht und zu dem Gedanken, sie ginge verloren. Es erfasste sie ein fast unbesiegbarer Widerwille gegen die Übungen der hl. Religion und sie fühlte sich bezüglich der himmlischen Dinge äußerst kalt, dürr und trocken... Sie war so durchdrungen von ihrer Unwürdigkeit, dass sie kaum mehr zu kommunizieren wagte und zu wiederholten Malen unter dem Gehorsam zum Empfang der hl. Kommunion angehalten werden musste, (erschütternd! – sie, die früher mit größter Sehnsucht nach der Vereinigung mit Jesus in der hl. Kommunion verlangte!). Sie erfüllte die Pflichten, die ihr als Oberin oblagen, nur mit innerlichem Widerstreben, war beständig von dem Gedanken gepeinigt, dass die Schwestern wie das ganze Haus durch ihre Unwürdigkeit und ihre gänzliche Unfähigkeit großen Schaden litten,... sie glaubte letztlich, alle Liebe zu Gott und zum Nächsten verloren zu haben. In diesen ihren inneren Leiden und Trostlosigkeiten trug der Gedanke an die Gnaden und außerordentlichen Tröstungen, die sie empfangen hatte, nur dazu bei, ihre Nöte und Ängste noch zu vermehren, und was auch immer der Beichtvater ihr sagen mochte, es machte auf sie keinen Eindruck; denn keinerlei Art von Trost richtete etwas bei ihr aus: Es schien ihr, als sei sie von Gott und von den Menschen verlassen“²⁷... Die Parallelen zu den Erfahrungen der Therese von Lisieux sind erstaunlich! Auch hier diese schrecklichen Erfahrungen – Abgrund der Finsternis – Glaubenszweifel – Versuchung zum Unglauben – bis hin zu Gottverlassenheit und Hoffnungslosigkeit ohne Aussicht auf Rettung. Dazu müssen wir ergänzen: hier wie dort entsetzliche körperliche Qualen.

Und von der Burg fügt etwas Bemerkenswertes hinzu: „Ihr äußeres Benehmen verriet indessen niemals diese furchtbaren inneren Leiden; sie fuhr fort, alle ihre Pflichten regelmäßig und in einer so erbauenden Weise zu

erfüllen, dass niemand auf die Vermutung kommen konnte, in welchen Nöten und Ängsten ihre Seele sich befände“²⁸.

Gerade diese letzte Feststellung ist aufschlussreich im Hinblick auf die Verfassung von Sr. Emilie, auch wenn wir von ihr selber keine Aussage dazu haben. Es zeigt sich: Wenn ein Mensch mit diesen inneren Ängsten und Nöten, den Zweifeln und der ganzen Trostlosigkeit, dem Gefühl, von Gott und den Menschen total verlassen zu sein, dennoch seine alltäglichen Aufgaben nicht nur angemessen und korrekt erfüllt, sondern dies sogar „in einer so erbauenden Weise“ tun kann, wie von der Burg sagt, dass niemand auch nur eine Ahnung von ihrem inneren Leiden bekommt, dann bedeutet dies, dass Emilie sich von diesen inneren Erfahrungen nicht besiegen lässt, sondern vielmehr bereit ist, sie auszuhalten, um sich ihrer ganz konkreten äußeren Lebenswirklichkeit zu stellen.

Wie ist so etwas möglich?

Von Therese von Lisieux hörten wir eben, wie sehr sie sich einen Monat vor ihrem Tod mit Leib und Seele in einem tiefen schwarzen Loch wiederfindet, in schrecklichen Finsternissen. Doch sie fügt hinzu: „Aber ich bin darin im Frieden!“²⁹

Wie ist so etwas möglich?

Auch wenn wir von Sr. Emilie keine eigenen Berichte aus den letzten 5 Monaten haben, so ist es nach der bisherigen Gegenüberstellung doch sicher erlaubt, ausgehend von den Berichten der Therese von Lisieux, darüber nachzudenken. Denn auch bei ihr wird die grundsätzliche Bereitschaft, das innere Leiden ohne Auflehnung auszuhalten, immer wieder deutlich. Damit kommen wir zum letzten Aspekt.

3. Zustimmung

Als Therese 2 Tage nach der gerade erwähnten Äußerung (im schwarzen Loch – dennoch im Frieden) gefragt wird, ob es ihr nicht viel lieber sei, in einigen Tagen zu sterben, als wenn man ihr sagte, dass sie noch monatelang und jahrelang mehr und mehr

werde leiden müssen, antwortet Therese: „O nein! Das wäre mir gar nicht lieber. Nur eines macht mich glücklich: Den Willen Gottes zu tun“.³⁰ Oder: „Ich wünsche nicht mehr zu sterben als zu leben; d. h. wenn ich die Wahl hätte, so möchte ich lieber sterben. Da aber der liebe Gott für mich wählt, ziehe ich das vor, was er will. Was er tut, das liebe ich“.³¹ An den priesterlichen Freund Abbé Bellière schreibt sie: „Nie bat ich den lieben Gott, jung zu sterben, das wäre mir als Feigheit erschienen... So ist es einzig und allein der Gedanke, den Willen des Herrn zu erfüllen, der meine ganze Freude ausmacht“.³² Diese radikale Hingabe an den Willen Gottes, die immer wieder in ihren Worten deutlich wird, macht Therese frei, ja sogar heiter, trotz ihrer großen Schmerzen. Ihre Mitschwester berichten, sie habe immer ein amüsanter Wort und bringe sie zum Lachen, wenn man sie am Krankenbett besucht.³³ In einem Brief an Onkel und Tante 2 Monate vor ihrem Tod erklärt sie: „Ich weiß, dass meine Schwestern Ihnen von meiner Heiterkeit erzählt haben; es ist wahr, dass ich so munter wie ein Buchfink bin, außer wenn ich Fieber habe; aber glücklicherweise befällt es mich immer erst in den Abendstunden, wenn die Buchfinken sowieso den Kopf unter die Flügel gesteckt haben und bereits schlummern. – (und dann:) Ich wäre nicht so heiter, wie ich es bin, wenn Gott mir nicht zeigte, dass das die einzige Freude auf Erden ist, seinen Willen zu erfüllen“.³⁴ Und in einem Brief an ihre Schwester Léonie schreibt sie: „...Der liebe Gott scheint mein Exil ein wenig verlängern zu wollen. Ich bin nicht betrübt deswegen, denn ich möchte keinesfalls durch meinen eigenen Willen eine Minute früher in den Himmel eingehen. Das einzige Glück auf Erden ist, sich stets darum zu bemühen, den Teil als köstlich zu empfinden, den Jesus uns zugewiesen hat“.³⁵

Dieses entschiedene Einverständnis mit dem Willen Gottes, diese Zustimmung zu dem, was Gott will, bestimmt nicht nur die letzten Monate ihres Lebens. Schon zu Beginn ihrer autobiographischen Schriften formuliert Therese: „Die Vollkommenheit

bzw. die Vollendung des Lebens besteht darin, Gottes Willen zu tun, das zu sein, was Er will, das wir seien...³⁶. Zu sein, was er will, das wir seien, das ist die Vollendung des Lebens, oder wie heute oft gesagt wird: Das lässt ein Leben gelingen, das lässt ein Leben glücken. Und dieses Einverständnis, diese Zustimmung gibt sie nicht aus einem unbestimmten, vagen Zögern heraus – ja, wenn es nun einmal nicht anders geht –, sondern mit aller Energie und aktiver Tatkraft. Das ist etwas, was Therese von Anfang an auszeichnet. In einem Brief aus den Exerzitien vor ihrer Profess, die sie in „gänzlicher Trockenheit, beinahe Verlassenheit“ begehrt,³⁷ schreibt sie: „Der Weg, dem ich folge, hat keinerlei Trost für mich, und dennoch bringt er mir allen Trost, weil Jesus ihn ausgewählt hat... Ich verstehe mich selbst nicht mehr“,³⁸ und sie erklärt sich einen Tag später „einverstanden, wenn es sein Wille ist, mein ganzes Leben auf dem dunklen Weg, auf dem ich dahinschreite, weiterzugehen, wenn ich nur eines Tages auf der Spitze des Berges der Liebe anlange – doch glaube ich, das wird hienieden nicht geschehen“.³⁹ Trotz der bedrängenden Erfahrung der trostlosen Dunkelheit erklärt sich Therese einverstanden, wenn es Gottes Wille ist, ihr ganzes Leben in dem dunklen Tunnel zu verbringen... Sie erklärt sich also einverstanden, d.h. sie nimmt es nicht einfach nur so hin, sondern sie setzt aktiv und positiv ihre Zustimmung davor.

Das betont sie auch in dem schon genannten letzten großen Gedicht kurz vor ihrem Tod. Sie spricht Maria an:

„Sag ihm, Jesus, er möge niemals auf mich Rücksicht nehmen!“

Gerne kann er sich verbergen, und ich bin einverstanden, auf ihn zu warten, bis zum Tag ohne Untergang...“⁴⁰.

Das liegt auf derselben Ebene wie ihre selbstbewusste Wahl als Kind. „Ich wähle alles!“ hat sie, ohne zu zögern, als 4-jährige ausgerufen, als sie und ihre Schwester Céline aus einem Korb voller Puppenkleider sich etwas aussuchen dürfen. Das wird zum „Inbegriff ihres ganzen Lebens“, sagt sie in der Erinnerung ihrer autobiographischen

Schriften, und mit Blick auf Gott setzt sie hinzu: „Mein Gott, ich wähle alles, ich will keine halbe Heilige sein. Ich habe keine Angst, für dich zu leiden. Ich fürchte nur das eine, nämlich meinen Willen zu behalten. Nimm ihn mir, denn ich wähle alles, was du willst!“⁴¹ Ich wähle, was du willst, d.h. ich nehme es aktiv in meine Wahl, ich übernehme es in meinen Willen. Das ist mehr als geduldiges, passives Ertragen, weil es nun einmal nicht anders geht, mehr als ein resignierendes Sich-Ergeben, obwohl das ja auch schon viel ist – und gebe Gott, dass es uns immer gelingt! Aber hier geht es um aktive, freie Zustimmung, energische Einwilligung in das, was Gott will. Das setzt Kräfte frei. So kann sie den Weg in der Dunkelheit annehmen – weil Gott es will. Das führt zu Frieden und Freiheit – auch wenn sie sich, wie sie sagt, in diesem schwarzen Loch sieht.

Schon 6 Monate nach ihrem Eintritt in den Karmel unterscheidet sie als 15-jährige ganz deutlich: „Die Ergebung in den Willen Gottes ist noch unterschieden von der Einheit mit dem Willen Gottes. Es ist derselbe Unterschied wie der zwischen Angleichen und Einheit. Im Angleichen ist man noch zwei, in der Einheit ist man nur noch eins“.⁴² Ergebung in den Willen Gottes ist mehr das passiv-resignierende Sich-Fügen, weil es nun einmal nicht anders geht. Die Einheit mit dem Willen Gottes ist das aktiv-übernehmende Sich-Einschwingen.

Auch bei Sr. Emilie finden wir diese Unterschiedenheit, dem Willen Gottes zuzustimmen, mit ihm einverstanden zu sein, ja, ihn zu wählen. Auch sie will sich nicht mit halben Sachen zufrieden geben: „Wer etwas werden will, der werde es ganz und ohne Vorbehalte“.⁴³ Das sagte sie oft zu den Novizinnen, wie die Novizin Veronica berichtet. Während ihrer Exerzitien 1854 schreibt Sr. Emilie als Vorsatz nieder: „Mein geliebter Heiland, nicht halb will ich dein sein, ganz und für immer gebe ich mich dir. Nichts will ich dir versagen!“⁴⁴ In den Exerzitien der Vorbereitung auf die Ewigen Gelübde notiert sie: „Heiliger, anbetungswürdiger Wille meines guten Herrn und Meisters! Du bist von jetzt an mein treuer Leiter und

sicherer Führer. Ja, der Wille Gottes... wird auch mein Wille sein...“⁴⁵. Die für uns ungewöhnlich und fremd klingende Formulierung „*anbetungswürdiger Wille Gottes*“ verdeutlicht die tiefe geistliche Einsicht in den Wert der Hingabe und Übergabe an den alles menschliche Denken übersteigenden göttlichen Willen, die allein Ruhe und Sicherheit schenkt. So schreibt sie in einem Brief, wie sehr ihre Seele sich entzückt, „*dass sie in der Ruhe, in der sie versunken war, den anbetungswürdigen Willen Gottes schaute und in der Sicherheit (die sie dabei empfand) die Allmacht Gottes, die sie wie hohe Felsen von allen Seiten beschützte...*“, und sie Jesus sagen hört: „*Die Seele, die sich mir ganz hingibt und sich meinem Willen gänzlich überlässt, ruht in meiner Ruhe selbst, und meine Allmacht schützt sie, wie du es gesehen hast*“.⁴⁶

Während ihrer häufigen Krankheiten „*hörte man (nie) eine Klage aus ihrem Munde, und wenn jemand für sie beten wollte, so bat sie nur um Gebet, dass der heiligste Wille Gottes sich an ihr erfüllen möchte*“. Eine Mitschwester erzählt: „*Ich sah sie einmal typhuskrank daliegen mit blassem Gesicht und blauen Fieberlippen. Ich kniete eine Weile vor ihrem Bett und fragte sie, wie es ihr gehe. Mit lächelnder Miene und sanftem Ton antwortete sie: ‚Ganz gut! Wie Gott will!‘*“⁴⁷

Der schwer leidenden Oberin von Aspel schreibt sie in einem vertraulichen Brief: „*Wissen Sie, dass ich Sie beneiden könnte um Ihr Glück? So lange an Jesu teures Kreuz geheftet sein, so eng verbunden sein mit Jesus, eine Kreuzesbraut in jedem Augenblick aus Liebe zum gekreuzigten Bräutigam, jeden Tag dem göttlichen Meister ähnlicher werden, Gott in vollkommener Weise verherrlichen und lieben in jedem Augenblick und sich reinigen in dem Glutofen, wohinein sie der heiligste und anbetungswürdigste Wille Gottes versenkt hat ...*“⁴⁸. Auch hier spüren wir das Einverständnis, die Zustimmung, ja die totale Übergabe an den Willen Gottes, zu der sie aber auch aufgefordert wird.

Fragen wir uns an dieser Stelle: Warum fällt es uns oft so schwer, dem Willen Gottes zuzustimmen, mit dem Willen Gottes einver-

standen zu sein, mit aufrichtigem Herzen zu beten: „*Dein Wille geschehe!*“

Ich frage mich, ob wir das, was mit dem Willen Gottes gemeint ist, nicht zu sehr bzw. an erster Stelle moralisiert haben: Seine Gebote, seine Gesetze, seine Weisungen etc.... Steht nicht vor allem und an erster Stelle die Zustimmung zum Leben, die Bejahung des Daseins? Gottes Wille ist unser Leben, unser Heil! Das ist die Freude Gottes, darin sieht er die Summe und Vollendung seiner Herrlichkeit. So hat es der Kirchenvater Irenäus von Lyon (um 180) formuliert: „*Gloria enim Dei vivens homo; vita autem hominis visio Dei*“ – „*Darin besteht die Herrlichkeit Gottes, dass der Mensch Leben in Fülle hat. Und dieses Leben besteht in der Teilhabe am Leben Gottes*“.⁴⁹

Das ist der Wille Gottes an allererster Stelle, der Wille Gottes für jeden einzelnen Menschen ganz persönlich: Unser Leben in Fülle! Ich bin überzeugt, dass beide, Therese und Emilie, dieses erkannt haben: Der Wille Gottes ist der Wille zu meinem Leben, zu meinem Heil. Deshalb können sie mit aller Energie und Entschiedenheit zustimmen und sich einverstanden erklären.

Leider ist es vorgekommen, dass dieser Begriff „*Wille Gottes*“ missbraucht wurde. Viel zu schnell wurde damit argumentiert – „*Das ist der Wille Gottes*“ – sowohl in der Kirche als auch im Ordensleben, wenn es darum ging, eigene Ideen und Pläne durchzusetzen, bzw. Versäumtes oder Misstratenes zu entschuldigen.

4. Gottes Melodie

Ich denke, hier kann die Aufforderung des Bischofs Ignatius von Antiochien an die Gemeinde von Ephesus hilfreich sein: „*Nehmt Gottes Melodie in euch auf*“ (Ign., Eph 4,2). Er schreibt dies in einem Brief, während er bei einer Christenverfolgung um das Jahr 107 in einer Soldatenkohorte nach Rom gebracht wird. Dort steht ihm das Martyrium bevor. Gefesselt an Händen und Füßen schreibt Ignatius dieses Wort voller Poesie: „*Nehmt Gottes Melodie in euch auf.*“

Er hätte auch sagen können: „Nehmt Gottes Willen in euch auf.“

Mit jedem Menschen hat Gott etwas ganz Bestimmtes vor. Er hat von jedem Menschen eine Idee, die einmalig und persönlich ist. Diese Idee zu verwirklichen, ins Leben umzusetzen, muss das Ziel eines jeden Menschen sein. Das ist die Melodie, die Gott für jeden Menschen hat, eine Lebensmelodie. Ich muss diese Melodie wahrnehmen, aufnehmen und mitsingen. Das verlangt, dass ich aufmerksam, sensibel bin, um Gottes Melodie hören zu können. Beide, Therese wie Emilie, waren so aufmerksam, dass sie heraushörten aus allem, was sie umgab, aus ihrer konkreten Lebenswirklichkeit, welches Lied Gott für sie bereit hatte.

Das aktive Sich-Einschwingen in den Willen Gottes, das Einverstanden-Sein, das Wählen-Wollen, was Gott will, verlangt ja höchste Aufmerksamkeit, Sensibilität für den je konkreten und je individuellen Willen Gottes. Das meint nicht blinde Unterwerfung unter ein allgemeines, anonymes Gesetz, das für alle gleich wäre. Als Novizenmeisterin hat Therese selber erfahren, wie verschieden die Wege Gottes sind, die Menschen geführt werden. *„Die Verschiedenheit der Seelen ist noch weit größer als die der Gesichter“*, sagt sie,⁵⁰ und sie weiß, dass sich Gott *„mit jeder einzelnen Seele so besonders (befasst), als ob sie nicht ihresgleichen hätte“*⁵¹. Es geht also darum, die existentielle Wahrheit des eigenen Lebens, die je eigene Bestimmung, so wie Gott will, dass wir seien, je persönlich und je neu zu entdecken. Es geht letztlich um rechte Selbst-Verwirklichung – d. h. um Verwirklichung meiner selbst unter den Augen Gottes und nicht nach selbst gesteckten Maßstäben: *„Nehmt Gottes Melodie in euch auf!“*

Anmerkungen:

- ¹ Der hier wiedergegebene Vortrag wurde am 23. 3. 03 dort gehalten. Der Vortragsstil wurde bei behalten.
- ² Selbstbiographische Schriften. Authentischer Text, übers. v. O. Iserland u. C. Capol. Einsiedeln ⁸1978, 53, im Folgenden zit. als SS.

- ³ Vgl. M. Linde: Emilie Schneider, in: E. Fischer-Holz, Hg.: Anruf und Antwort II. Aachen 1991, 118–144, bes. 124.
- ⁴ Zit. n. I. Wolf: Caritas und Mystik. Schwester Emilie Schneider FC, Oberin in Düsseldorf, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 196, 1994, 103–157, hier 125; vgl. aktualisierter Neudruck: dies.: Schwester Emilie. Ihr Leben – ihr Wirken – ihre Düsseldorfer Zeit. Düsseldorf o. J., 35.
- ⁵ SS 153.
- ⁶ Briefe der hl. Therese v. Lisieux. Leutesdorf ²1977, 23. 7. 88, 69.
- ⁷ Brief vom 16. 5. 51 an ihre Mutter, zit. n. Wolf, 124 bzw. 36.
- ⁸ Wolf 125f. bzw. 36f; zu den extremen Verhältnissen hier im Theresienhospital in Düsseldorf bei der Amtsübernahme vgl. ebd. u. Th. Vollmer: Mystik – Impulse für Christen von Morgen? Zur Bedeutung der Mystikerin Emilie Schneider, in: Pastoralblatt 45, 1993, 49–57.
- ⁹ Emilie Schneider: Geistliche Briefe. Düsseldorf 1860, Neudruck Köln 1987.
- ¹⁰ Tod als Aufgang des Lichts. Beitrag anlässlich der Feier des 100. Geburtstages der hl. Therese von Lisieux in: M. Plattig, Hg.: Therese von Lisieux. Zur Aktualität einer Heiligen. Würzburg 1997, 27–31, bes. 28.
- ¹¹ SS 161.
- ¹² Therese von Lisieux. Gedichte. Hg. v. Maximilian Breig, Leutesdorf ²1997, 172.
- ¹³ Letzte Gespräche. 9. August 1897/2, Leutesdorf ²1982, 157.
- ¹⁴ Zit. n. K. Richstaetter: Emilie Schneider. Eine Mystikerin unserer Zeit. Ihr Leben und ihre Briefe. 8. Aufl. hg. A. Höß. Köln 1959, 113.
- ¹⁵ Archiv Aspel, zit. n. Wolf 153.
- ¹⁶ Archiv Aspel. Bericht Schwester Anna, zit. n. Wolf, 140 bzw. 57f.
- ¹⁷ Zit. n. I. F. Görres: Das verborgene Antlitz. Freiburg 1949, 8.
- ¹⁸ Zit. n. Richstaetter 115.
- ¹⁹ Zit. n. ebd. 116.
- ²⁰ Wolf 143 bzw. 63
- ²¹ vgl. Linde 136.
- ²² 2. Brief, 15.
- ²³ SS 219f.
- ²⁴ SS 223.
- ²⁵ SS 221, Anm. 2.
- ²⁶ Letzte Gespräche, 28. 8. 97, 191f.
- ²⁷ Geistliche Briefe 191f.
- ²⁸ Ebd.
- ²⁹ Vgl. Letzte Gespräche, 28. 8. 97, 192.
- ³⁰ Letzte Gespräche 30. 8. 97, 194.
- ³¹ Ebd. 27. 5. 97, 52.
- ³² Brief 18. 7. 97, 376.
- ³³ Zit. n. J.-F. Six: Licht in der Nacht. Die letzten 18 Monate im Leben der Therese von Lisieux. Würzburg 1997, 150.
- ³⁴ Brief 16. 7. 97, 373.
- ³⁵ Brief 17. 7. 97, 374.

- ³⁶ SS 5.
³⁷ SS 167.
³⁸ Brief 30./31. 8. 90, 146.
³⁹ Brief 1. 9. 90, 148.
⁴⁰ Gedichte 172.
⁴¹ SS 22f.
⁴² Vgl. Brief 20. 10. 88, 81.
⁴³ Zit. n. Wolf, 125. 138/33. 55.
⁴⁴ Geistliche Briefe 2.
⁴⁵ Zit. n. Richstaetter 59.
⁴⁶ 11. Brief 2. 1. 56,72.
⁴⁷ Richstaetter 96.
⁴⁸ Ebd. 98.
⁴⁹ Adv. Haer. 4, 20, 7 übers. v. G. Greshake: Der dreieine Gott. Freiburg 1997, 283.
⁵⁰ Vgl. SS 6.
⁵¹ SS 6.

Christoph Baumgart

weilersagen!

Ein Projekt der Berufungspastoral

Im Rahmen unserer regelmäßig stattfindenden Jugendvespern hat die Diözesanstelle „Berufe der Kirche (PWB)“ des Bistums Osnabrück in den vergangenen Jahren verschiedene Predigerinnen und Prediger eingeladen. Immer wieder kommen zwischen 100 und 200 Jugendliche und junge Erwachsene am ersten Donnerstag im Monat in den Osnabrücker Dom zu diesen Jugendvespern.

Um auf das Jahresthema „Damit Gott ins Spiel kommt“ einzugehen, kam uns die Idee, dass Jugendliche selber die Ansprachen halten könnten. Die Erfahrungen aus der Jugendpastoral zeigen ja, dass die besten Apostel der Jugendlichen andere Jugendliche sind. Und mitmachen ist angesagt! Jugendliche in der kirchlichen Jugendarbeit sind nicht nur Objekte, sie sind Subjekte. Es gilt, sie als eigenständige Personen zu aktivieren, sie einzuladen, etwas mitzumachen und zu gestalten. Da, wo sie Verantwortung bekommen, wird die Kirche auch ihre Sache.

Den Glauben weilersagen

Die Projektmethode ist im Bereich der Jugendpastoral weit verbreitet. Dieser Ansatz könnte doch auch die Glaubensweitergabe beleben ... Aber warum sollte man nicht Jugendliche ermutigen und befähigen, das, was einen Beruf der Kirche ausmacht, nämlich den Glauben weiterzugeben, „weiterzusagen“, schon jetzt im Rahmen eines Projektes einmal zu erproben? So ist eine Idee erwachsen, die zwei Standbeine hat: die sechs Jugendvespern in der Fastenzeit und ein „Kurs“ an zwei Sonntagnachmittagen. Da die Jugendlichen sich die Glaubensweitergabe eventuell noch nicht zutrauen, bieten wir

ihnen einen zweiteiligen Kurs an, in dem sie die Grundlagen und Übungen zur freien Rede, zum Aufbau einer Rede und zur gedanklichen Sortierung ihrer Glaubenserfahrung erhalten können. Durch dieses Projekt, so hoffen wir, lernen wir Jugendliche kennen, denen auf der einen Seite der Glaube so wichtig ist, dass sie sich vor anderen dafür einsetzen und äußern, und die auf der anderen Seite genau das auch gut können. Einer der ersten, der sich angemeldet hat, war ein Baggerfahrer. Er schrieb:

„Da ich der festen Überzeugung bin, dass ich sehr viel zum Thema Glauben im Alltag beitragen kann, würde ich mich sehr gerne bei euch anmelden. Für mich ist der Glaube an Gott ein ständiger Begleiter, da ich ihn in meinem Beruf als Baggerfahrer sehr gut gebrauchen kann. Nicht dass ich so schlecht bin, nein, aber weil der Alltag auf der Baustelle genug Gefahren mit sich bringt, ist es ein gutes Gefühl für mich, jemanden bei sich zu wissen.“

Der Kurs war so aufgebaut:

14.30 Uhr 1. Zur Form: Sprechen

Einführung

Input: Welche Faktoren spielen beim Sprechen eine entscheidende Rolle? Wann, wie und wodurch behalten Menschen etwas, kommt etwas an?

a) (Vor-)Lese-Technik (im Stuhlkreis)

Input: Artikulation (1), Sprechtempo und Sinnschritte (2), Stimmführung (3)

Übungen: 1. Sprechen mit Korken
2. Lesungstext im Blick auf Tempo und Sinn vorlesen
3. Lesungstext im Blick auf Lautstärke und Melodie

b) Aussage-Absicht (im Stuhlkreis)

Input: Aussage des Textes (Ich will sagen, dass...)

Übung: Jemand liest eine fremde Rede vor mit eigener Aussageabsicht und die anderen versuchen seine Botschaft heraus zu hören. Mehrere Durchgänge!

c) Körpersprache (am Pult)

Input: Körperhaltung (1), Mimik (2), Gestik (3)

Übungen: 1. Stehen am Pult
2. Blickkontakt am Pult
3. Rede mit Gestik am Pult

16.30 Uhr 2. Zum Inhalt: Glaubenserfahrung

Input: Glaubenserfahrung – was ist das? Das Bild der Glasscherbe, die durchsichtig ist auf die Sonne

16.45 Uhr Einzelarbeit:
„Wo ist Gott für mich transparent geworden?
Wo scheint etwas von ihm für mich durch?“ (Arbeitsblatt)

17.15 Uhr Plenum:
Austausch über die Erfahrungen
Hausaufgabe ist es, eine Erfahrung / Geschichte aufzuschreiben und mitzubringen

18.00 Uhr Abschlussgebet
Lied: Gib mir die richtigen Worte

Die Berufungspastoral kann nicht darin bestehen, Jugendliche zu gewinnen, die einen Beruf in der Kirche ergreifen, sondern wir starten mit den Jugendlichen zusammen das, wofür die Kirche insgesamt da ist. In ein Bild übertragen: Wir suchen keine Bauarbeiter, um sie zu haben, sondern wir bauen einen Staudamm und dafür suchen wir Bauarbeiter.

Zeit zur Aussaat

Der innere Sinn, das Ziel von Kirche, besteht doch darin, den Glauben an Jesus Christus weiter zu sagen. Die Weitergabe des Glaubens ist die Hauptaufgabe und Herausforderung der kirchlichen Gegenwart. Im Bischofspapier „Zeit zur Aussaat“ fanden wir zu unserer Freude folgenden Abschnitt über das „weetersagen“:

„Im Neuen Testament werden wir aufgefordert, stets bereit zu sein, einem jeden Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die uns erfüllt (vgl. 1 Petr. 3,15) (...) Wie können wir das, was uns leben lässt, mit anderen teilen? (...) Auskunftsfähigkeit setzt Sprachfähigkeit voraus. (...) In allen Schwierigkeiten, den Glauben zu bezeugen und weetersagen, machen wir dennoch die Erfahrung, dass dort, wo sachlich begründet, verantwortet und redlich gesprochen wird, das Evangelium Interesse weckt. (...) Menschen lassen sich aber ansprechen, wenn ihnen die Botschaft des Evangeliums in einer einfachen, lebensnahen Sprache vermittelt wird. Dazu braucht es Mut, weil diese Sprache uns zwingt, das sachlich Verantwortbare und das persönlich Gelebte in Beziehung zu setzen.“

(Die Deutschen Bischöfe Nr. 68: „Zeit zur Aussaat“ – Missionarisch Kirche sein, 19f)

Ein Auszug aus einer der Entwürfe der jungen Erwachsenen:

Milleniumssylvester 1999/2000. Während alles mit Spannung auf den Jahreswechsel wartete und große Feiern stattfanden, hoffte ich, dass der Wechsel schnell vorüber sein werde und das Jahr 99 endlich vorüber sein werde.

Es war kein gutes Jahr gewesen. Mit vielen Zweifeln an mir und meinem Leben begann ich den Abend in Zürich bei meinen Verwandten.

Um 21.00 Uhr besuchten wir den Ökumenischen Gottesdienst, zu dem sich fast niemand eingefunden hatte. Der katholische Priester und der evangelische Pfarrer gestalteten eine sehr schöne, besinnliche Feier und während dieser Stunde fühlte ich mich seit langer Zeit endlich wieder geborgen.

Zum Abschluss des Gottesdienstes lud der evangelische Pfarrer alle ein, aus einem großen Topf, der am Ausgang stand, eine Karte zu ziehen.

Auf den Karten standen unterschiedliche Bibelverse, die uns im nächsten Jahr begleiten sollten.

Ich zog eine Karte mit einer Seligpreisung, Mt 5,5: „Selig die Sanftmütigen, denn sie werden das Land erben.“

Ich war sehr bewegt, denn in diesem Vers fand ich mich sofort wieder. Ich war sanftmütig durch das vergangene Jahr gegangen und hatte erlebt, wie oft dieser Charakterzug mich in Sackgassen gebracht hatte.

Der Vers sprach mich an. So wie du bist, bist du in Ordnung. Du gehörst zu einer Gruppe, die selig sind. Tatsächlich, ich musste mich in Gottes Augen nicht ändern, konnte bleiben wie ich bin und musste mich nicht dafür rechtfertigen.

Dass ich genau diese Karte gezogen hatte war für mich kein Zufall gewesen. Vielleicht hatte Gott in diesem Moment seine Finger im Spiel.

Ich wusste, dass ich nicht allein war und dass es jemanden gibt, der das ganze Jahr über bei mir war und mich auch weiterhin begleiten wird.

Die Karte in der Hand gab mir Mut und Kraft für das kommende Jahr.

Ich trug sie noch Monate in meinem Portemonnaie.

Jedes Mal, wenn ich sie betrachtete, war erneut das gute, geborgenen und hoffnungsvolle Gefühl da, dass ich nicht alleine bin.

Dörthe

Sechs Jugendvespern in der Fastenzeit

An den sechs Abenden der kommenden Fastenzeit werden dann die 11 teilnehmenden Jugendlichen ihren persönlichen Glauben weetersagen und dies durch die Vorbereitung im Rahmen unseres kleinen Kurses auch können. So werden wir im Osnabrücker Dom und zentralen Kirchen in Bremen, Lingen und Papenburg in Zusammen-

arbeit mit den entsprechenden Dekanatsjugendreferenten Jugendvespern feiern.

Ein gewolltes „Nebenprodukt“ ist es, dass sie für sich etwas lernen können, Fähigkeiten entwickeln, die sie als Mensch immer brauchen können. Von diesem Projekt „weetersagen!“ versprechen wir uns, dass über die Teilnehmenden am Kurs und an den sechs Abenden hinaus einfach der Titel der Aktion „weetersagen!“ deutlich macht, dass jeder und jede Einzelne dazu gerufen ist, den Glauben an seinem persönlichen Lebensort weiter zu sagen.

Weitere Informationen:

www.weetersagen-im-bistum.de

Holger Walz / Joachim Windolph

Spiritualität jugendlicher Firmlinge

Erkenntnisse aus einer qualitativen Untersuchung

Die Jugendlichen werden zunehmend spirituell leer. Sie bleiben der Kirche fern und führen ihr Leben auf den vergänglichen Pfaden von konsumorientierter Bedürfnisbefriedigung und sinnentleertem Zeitvertreib. – Diese Bilder stellen sich ein, wenn man die verschwindende Anzahl der Jugendlichen in der Sonntagsmesse und dagegen die überfüllten Shopping-Center, Discotheken und Freizeitparks betrachtet – eine sicherlich zu oberflächliche Sicht. Kann man wirklich behaupten, dass Jugendliche sich nicht auf die Suche nach einem tieferen Sinn in ihrem Leben machen, keinerlei religiöse Bedürfnisse haben und an nichts mehr glauben? Vielleicht verändern sich (lediglich) die Formen, in denen sie ihre Religiosität ausdrücken.

Damit die Kirche den Jugendlichen eine Begleitung und Orientierung anbieten kann, die nicht nur den kirchlichen Glaubensschatz tradiert, sondern zugleich deren religiösen Bedürfnissen und Ausdrucksformen entspricht, sollte eine qualitative Untersuchung¹ die Frage erörtern, welche Formen von Spiritualität jugendliche Firmlinge tatsächlich leben. Gleichzeitig sollten die Ergebnisse neue Formen spiritueller Praxis mit Jugendlichen erschließen und konzeptionalisieren helfen.²

Einige Erkenntnisse aus dieser Arbeit werden hier nun dargestellt: Zunächst ist dazu der Spiritualitätsbegriff näher zu beleuchten. Anschließend sollen die Jugendlichen selbst zu Wort kommen. Einige Merkposten, die

für die Gemeindepastoral durchaus bedenkenswert sind, verdienen es, herausgehoben zu werden. Abschließend ergeben sich handfeste Orientierungen für eine jugendgemäße Spiritualität.

Spiritualität im Wandel

Was sich hinter dem Begriff der Spiritualität verbirgt, wird äußerst disparat definiert. Nach einer allgemeinen Begriffsbestimmung ist sie gleichzusetzen mit einer „Mentalität, die sinngebend die Tatsachenwelt übergreift“.³ Diese Mentalität ist eine persönliche, im Menschen verankerte, wonach es so viele Spiritualitäten wie spirituelle Menschen gibt.⁴ Sie erhält einen markant subjektiven Charakter.

Als Gemeinsamkeiten verschiedener Definitionen innerhalb eines christlichen Verständnisses gilt die sich im eigenen Leben ausdrückende Verbindung mit Jesus Christus und dem Heiligen Geist sowie die dieser Beziehung entspringenden Aufgabe, Menschlichkeit und Solidarität zu verwirklichen.⁵ Spiritualität deutet also zwei Arten von *Wirkung* an: Das *Wirken* des Geistes im Erleben des Einzelnen (= angesprochen sein) und die *Verwirklichung* des Glaubens durch den Einzelnen (= antworten). Für die Untersuchung waren daher vor allem die *Verbindung von subjektivem Glauben und verwirklichtem Leben* relevant.

Dabei musste davon ausgegangen werden, dass in der Selbstwahrnehmung der Jugendlichen Spiritualität nicht nur im kirchlichen Kontext oder grundsätzlich gottesbezogen erlebt wird, sondern sich auch in Erfahrungen äußert, die sich nach Luckmann „auf Außeralltägliches beziehen, das nicht in pragmatische Reichweite gebracht werden kann.“⁶ Die Funktion der Sinnstiftung im Kontext außeralltäglicher Erfahrungen wird nicht ausschließlich durch das mit Inhalten, Symbolen und Ritualen ausgestaltete System einer institutionalisierten – und „sichtbaren“ – Religion erfüllt, sondern auch

durch die Erlösung vom Alltag, durch Ausbruch und Fluchten aus der Routine des Lebens oder durch Erfahrungen, die über das „Normale“ hinausweisen (hier seien beispielsweise die Welten der Rock- und Popmusik, Disco- und Partykultur, Extremsportarten sowie Alkohol- und Drogenexzesse genannt, die für Jugendliche durchaus eine Form von Spiritualität ausdrücken können). Natürlich sind diese Sinnwelten nicht gerade als christliche Spiritualität zu bezeichnen, können aber als richtungsweisend für die jugendliche Suche nach Transzendenzerfahrungen, nach Sinn und Inhalten gelten, schließlich nach einer Sinn und Leben, Weltdeutung und Praxis verbindenden Spiritualität.

Ergebnisse der Interviews

Für die qualitative Untersuchung wurden im Dezember 2001 dreizehn jugendliche Firmlinge⁷ aus Mülheim an der Ruhr befragt. Die Daten aus den Leitfadeninterviews lieferten nach einer Auswertung mittels der qualitativen Inhaltsanalyse⁸ Ergebnisse zu folgenden vier Schwerpunkten:

- *Verhältnis zur Kirche*

Bei den Firmlingen bestehen zahlreiche Muster von Verhältnissen zur Kirche: Neben Desinteresse und fehlenden oder nur geringen Bezügen zur Kirche gibt es auch eine punktuelle bis kontinuierliche Teilnahme an den kirchlichen Angeboten in Freizeit, Gemeinde und Liturgie. Kirche kann belanglos für das Leben des Firmlings sein, aber auch Bedeutung in Bezug auf den persönlichen Glauben gewinnen („*Wenn ich aus der Kirche komme, dann möchte ich irgendwie auch was mitgenommen haben aus dem Gottesdienst.*“)⁹ oder als Ort von Begegnung mit Gleichaltrigen und Anderen geschätzt werden. Kirche liefert Angriffsflächen für Kritik („*Manchmal redet der Pastor da seine Sachen einfach nur runter.*“, „*In anderen Religionen gibt es Diskussionen, da wird Glaube in Frage gestellt. Bei uns in der Kir-*

che ist das so: Du glaubst was und fertig.“), bietet aber auch die Möglichkeit zu gemeinschaftlichem Erleben, Selbstgestaltung oder spiritueller Erfahrung (*„Ich hab Kirche mal so erlebt, dass es ziemlich intensiv sein kann; z.B. ein Gebet, wo du merkst, das wirkt halt intensiv auf dich ein.“*).

- *Formen von Spiritualität*

Beziehungen zu nahestehenden Menschen werden als spirituelle Erfahrungen erkannt: Das Vertrauen in Freundschaften, die Gegenseitigkeit von emotionaler Zuwendung in einer Beziehung, der Rückhalt und die Verbundenheit in der Familie sowie gemeinschaftliche Erlebnisse in der Jugendgruppe sind Qualitäten, denen eine spirituelle Bedeutung gegeben wird. Aber auch ein bewusstes Allein- und Mit-sich-selbstbeschäftigt-Sein wird als eine Form spiritueller Erfahrung gesehen, die auch explizit im kirchlichen Raum verortet wird: *„Ich merke, dass wenn ich in der Kirche sitze oder wenn das eine relativ stille Messe ist, dass man dann auch Platz zum Nachdenken hat, gerade auch über persönliche Sachen.“* Ebenso ausdrücklich wird auch der Dialog mit Gott benannt: *„Wenn ich in mich kehre und über das nachdenke, was ich gemacht habe, ist es irgendwie wichtig für mich, dass ich halt weiß, dass auf jeden Fall immer jemand für mich da ist. Eben auch Gott, der einfach da ist, so dass ich auch mal mit ihm reden kann.“*

Weitere Formen von Spiritualität sind im Bereich der Freizeitkultur zu finden: Die Texte in Rock- und Popsongs bieten Möglichkeiten zur Identifikation, in (selbstverfasser) Musik kann sich die eigene Persönlichkeit äußern. Beim Tanzen können Gefühle und Stimmungen ausgedrückt werden und auch Sport kann ein Ventil für Emotionen sein. Teilweise waren solche Erfahrungen bzw. Elemente des Leben so reflektiert, dass die Firmlinge diese auch ausdrücklich mit Spiritualität in Verbindung brachten.¹⁰ Es scheint also, dass sich Jugendliche durchaus auf die Suche nach einem tieferen (oder

höheren) Sinn begeben, wenngleich die verfolgte Spur eher von einer diffusen Spiritualität zeugt bzw. nur teilweise ausdrücklich christliche Merkmale aufnimmt.

Bezogen auf das Leben in Kultur und Freizeit mit den darin enthaltenen Spuren von Spiritualität ist Kirche nach Meinung der Firmlinge allerdings weitgehend unwichtig. Die Erfahrungen von Gemeinschaft und Beziehung sowie der Dialog mit Gott finden sowohl in als auch außerhalb der Kirche statt. Die reflektierten (und dann ausdrücklich benannten) Formen hingegen werden eher in kirchlichen Räumen gelebt.

- *Bedeutung des „personalen Angebotes“*

Den personalen Kontakten und Bezügen wird durchgängig große Bedeutung beigemessen. Das „personale Angebot“ der Mitarbeiter und der Jugendlichen selbst bildet die Grundlage für Erfahrungen, die oft nachhaltiger und prägender sind als es die Inhalte der Sachangebote sein können: *„Der [ehemalige Gemeindepfarrer] hat das irgendwie besser gemacht. Der hat im Gottesdienst mehr die Jugendlichen angesprochen. Da war ich fast jeden Sonntag in der Kirche. Das war auch lustiger.“* – *„Es gab auch Themen [in der Firmvorbereitung], die mich weniger tangiert haben, wo ich eigentlich mit den Personen an sich dann Spaß hatte.“* – *„Und dass man das [die Vorbereitung eines Jugendgottesdienstes] mit Freunden auch machen kann, die man kennt, das ist schon schön.“* – In der Erfahrung von Gemeinschaft in Freizeit und Gottesdienst, in der Beziehung zu einzelnen Mitarbeitern oder Gleichaltrigen und im gemeinsamen Austausch über Glauben und andere persönliche Anliegen kann Spiritualität erfahren werden.

- *Erwartungen an die Kirche und ihre Angebote*

Die Erwartungen an Kirche und ihre Angebote sind wenig konkret. Voraussetzung dafür, überhaupt einen Bedarf zu

benennen, ist allerdings eine bewusste Wahrnehmung der eigenen Spiritualität. So werden zwar auch Veränderungswünsche für die Gottesdienstgestaltung, dessen inhaltlicher Bezug zum eigenen Leben (*„...die Messgestaltung bzw. Predigten auf heute beziehen und nicht immer aus der Vergangenheit Beispiele suchen“*) und allgemein mehr Möglichkeiten für eine Auseinandersetzung mit dem Glauben angemeldet (*„Einfach mehr Freiraum für Gespräche schaffen. Das mag sich blöd anhören, weil im Endeffekt keiner über Glauben sprechen will, weil Glauben einfach als ‚Ist halt so‘ angesehen wird und fertig“*), doch beziehen sich die Bedürfnisse meist auf Bereiche, die zunächst einmal außerhalb des ausdrücklich kirchlich-religiösen Feldes liegen: Dies sind die Freizeitgestaltung und die Gemeinschaft mit Gleichaltrigen, welche aber eben auch subjektive Formen bzw. Spuren spirituellen Erlebens beinhalten können. Ein Handlungsbedarf und -wunsch seitens der Firmlinge ist aber für beide Bereiche – den explizit religiösen und den an Freizeit orientierten – vorhanden, ebenso die Bereitschaft zu einer Mitgestaltung der Angebote.

• *Glaubensbiografie*

Schließlich wurde noch jeder Firmling und seine Aussagen zu den vier Schwerpunkten isoliert betrachtet. Dabei fiel ein Zusammenhang zwischen dem jeweiligen Kirchenbezug und der subjektiven Spiritualität auf: Es zeigte sich, dass einige Firmlinge kaum Interesse an der Kirche zeigen und Abstand von ihr nehmen. Sie trennen zwischen ihrem Leben und dem kirchlich-religiösen Bereich und erkennen auch kaum eine Verbindung zwischen Leben und Glauben. Hier scheint Kirche eine spaltende Wirkung zu haben, mit deren Frömmigkeitsformen man nichts zu tun haben will. Andere wiederum entwickeln in ihrer Biografie eine Spiritualität, und ihr persönlicher Glauben hat Einfluss auf ihr Leben. Einige spirituelle Erfahrungen werden von kirchlichen Angeboten unterstützt, wenn in ihnen Leben und Glauben authentisch zusammengeführt werden. Dies zeigt

eine eher integrierende Wirkung der Kirche. Zwischen dem persönlichen Bezug zur Kirche und einer (reflektierten) subjektiven Spiritualität zeichnet sich also eine Korrelation ab, wenngleich in zwei gegenläufige Richtungen: ein spaltender und ein integrierender Reflex auf Kirche.

Merkposten für die gemeindliche Jugendpastoral

Die Originaltöne der Jugendlichen lassen aufforchen. Manche bekannte Äußerung gewinnt durchaus an Nachdrücklichkeit:

Jugendliche sind anspruchsvoll. Sie lassen sich nicht mit konventionellen spirituellen Formen abspesen, wenn sie selbst darin nicht vorkommen. Die innere Bereitschaft, sich an subjektiv unbefriedigende Angebote trotz Werbung, Druck oder Zwang zu binden, ist gering. Mit zunehmender Zwangserfahrung sinkt die eigenständige Motivation.

Stille Zeiten in der Liturgie sind nicht inhaltsleer, sondern werden als Begegnungsräume mit sich selbst und Gott geschätzt. Jugendliche nutzen diese Augenblicke, vielleicht gerade angesichts einer sonst eher ruhelosen Lebenspraxis.

Die kirchliche Gemeinde scheint immer noch der Nährboden für eine christlich orientierte Spiritualität zu sein. Je distanzierter Jugendliche sich subjektiv der Gemeinde fühlen, um so diffuser und immanenter wird ihre Vorstellung von Spiritualität.¹¹ Dagegen unterstützt der Gemeindebezug und ein verlässliches personales Netz mit vertrauten Ansprechpartnern die Entwicklung transzendenter Vorstellungen auf (einen) Gott hin.

Kirche vermag zu spalten und zu integrieren. Es lohnt sich daher, die praktizierten Frömmigkeitsformen einmal aus der Sicht eines Jugendlichen zu reflektieren, der sich von autoritären Verordnungen nicht beeindrucken lässt,¹² sondern danach Ausschau hält, was seinem Leben dient und authentisch vermittelt wird.

Was aber könnten nun Formen oder zumindest Akzente von Spiritualität sein, die Jugendliche durch ihrer Brille als hilfreich und authentisch erachten?

Let's go! – Orientierungen für eine bewegliche Jugendspiritualität¹³

- *Wir bewegen uns!*

Mobilität bedeutet, Jugendliche dort aufzusuchen, wo ihr Leben geschieht: In Jugendheimen, an Schulen oder auf Sportplätzen sind mehr Jugendliche anzutreffen als in der Kirche. Und genau an diese Orte gehören spirituelle Angebote, weil sie das tatsächliche Leben betreffen.

Mobilität bedeutet aber auch die Möglichkeit, mit den Jugendlichen Entferntes aufsuchen und Neues entdecken zu können, z. B. das Stadion mit dem Kult im Sport oder die Sternwarte mit der Unendlichkeit Gottes.

- *„Ab und Zu“ ist immer möglich!*

Jugendliche nehmen eher punktuell an Angeboten teil. Sie wollen autonom bestimmen, wann und wo sie dabei sind, und haben zudem andere terminliche Bindungen. Die Erwartung einer kontinuierlichen Teilnahme z. B. an einer Angebotsserie stände diesem entgegen. Gleichwohl ist eine Regelmäßigkeit von Angeboten und begleitenden Mitarbeitern angebracht, wenn Jugendlichen eine stärkere Bindung zu Programm und Personen ermöglicht werden soll.

- *Wir schaffen Gemeinschaft ohne Anmeldeformular!*

Es ist den Jugendlichen wichtig, andere Gleichaltrige treffen und mit ihnen zusammen sein zu können. Erlebnisse in der Gemeinschaft erhalten besonderen Wert. Daher ist möglichst vielen Jugendlichen der Zugang zu den Angeboten offen zu halten. Spontane Besuche sollten erwünscht sein, verbindliche Anmeldungen umgangen werden.

- *An uns kann man sich gewöhnen!*

Das „personale Angebot“ zeichnet sich nicht nur durch fachliche, soziale und kommunikative Kompetenzen aus. Damit Jugendlichen auch langfristige und intensivere Beziehungen zu glaubenden Persönlichkeiten ermöglicht werden, muss eine Kontinuität im Mitarbeiterteam bestehen.

- *Lass uns offen drüber reden: Was glaubst denn du?*

Jugendliche benötigen Gesprächspartner, mit denen sie offen über persönliche Anliegen reden können. Dazu gehört auch der Austausch über den Glauben. Die Mitarbeiter in der Jugendpastoral müssen ehrliche Bereitschaft zu solchen Dialogen zeigen und auch die kritische Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben und der persönlichen Religiosität anregen. Dies unterstützt die Jugendlichen darin, ihre eigene Identität auch in ihrer religiösen Dimension weiter zu entwickeln.

- *Kommt her und kritisiert uns!*

Jugendliche haben einiges an Kirche auszusetzen oder sind ihrer überdrüssig. Es wäre ein allzu leichter Weg zu meinen, man müsse alles Kirchliche nur in ein jugendliches Gewand kleiden. Mitarbeiter und ihre Angebote sollten sowohl Glauben als auch Kirchlichkeit zum Ausdruck bringen, aber zugleich die kritischen Stimmen der Jugendlichen erlauben und eine Auseinandersetzung mit Kirche und Glauben herausfordern. So können Elemente und Lehren der Kirche in ihren Hintergründen betrachtet und auf ihre Bedeutung und Relevanz für das eigene Leben überprüft werden. Als Angebotsform vorstellbar wäre eine Talkrunde – Thema heute: „Jungfräulichkeit – Maria, Britney und ich“.

- *Wer lebt, muss auch mal feiern dürfen!*

Liturgie erhält für Jugendliche besondere Bedeutung, wenn sie Bezug zu ihrem Leben nimmt. Ein Gottesdienst (oder eine andere

liturgische Form) setzt dann am Leben der Jugendlichen an, wenn er inhaltlich die Belange und Themen aus der jugendlichen Lebenswelt und ihrer Biografie aufgreift. Zudem kann er an den Orten gefeiert werden, wo jugendliches Leben stattfindet. Auch zeitlich lassen sich liturgische Elemente integrieren, wenn sie den Auftakt oder Abschluss eines gemeinsamen Angebotes bilden. Z. B. kann ein Gottesdienst zum Abschluss eines Fußballturniers den Zusammenhalt und die gemeinsame Stärke in einem Team aufgreifen oder Erfrischung und neue Kräfte schenken.

- *Lasst uns wahre Worte wahr machen!*

Das Wort Gottes soll sich im Leben bewahrheiten. Jugendliche möchten, dass das, was im Gottesdienst verkündet wird, auch im Leben Wirkung zeigt und nicht nur leere Worte sind. Verkündigung und Diakonie werden z. B. im sozialen Engagement der Jugendlichen miteinander verbunden. Die Überlieferung des Evangeliums, dass Jesus z. B. mit den Armen zu Tische saß, kann eine Entsprechung im Leben finden, wenn Jugendliche den Mittagstisch für Obdachlose vorbereiten und gemeinsam mit ihnen essen. Oder Pfingsten, an welchem alle Menschen ungeachtet ihrer Sprache die Worte der Jünger verstehen konnten, könnte mit einem interkulturellen Fest verbunden werden.

- *Wir geben Ruhe!*

Momente der Stille und Besinnung bringen Jugendliche mit Spiritualität in Verbindung. Sie denken über sich selbst und ihr Leben nach oder sprechen mit Gott. Es gilt daher, den Raum und die Zeit zu schaffen, in denen Jugendliche zur Ruhe kommen können. Meditationen und andere Impulse, aber auch das einfache Bestehen eines Raumes der Stille und Geborgenheit können Anregung zur Selbstreflexion oder zum Dialog mit Gott geben. Geknüpft an andere Angebote stellen Ruhezeiten die Möglichkeit dar, zuvor gemachte Erfahrungen zu reflektieren – für sich allein, aber auch im Austausch mit anderen.

- *Ein Angebot in aller Freundschaft!*

Beziehungen und Freundschaften mit Gleichaltrigen haben für Jugendliche besondere Bedeutungen. Angebote können ihre Einladung speziell an Jugendliche und ihren besten Freund/ihre beste Freundin bzw. Partner(in) richten und dann auf Erfahrungen, die in Beziehungen gemacht werden, eingehen bzw. neue Erfahrungen ermöglichen. Beziehung und Freundschaft kann z. B. in Vertrauensspielen noch intensiver erlebt werden.

- *Wir machen Platz für Jugendkultur!*

Die Erlebnisse und Erfahrungen in der Freizeit und Jugendkultur nehmen von Zeit und Bedeutung her einen hohen Rang bei Jugendlichen ein. Es besteht eine Vielfalt an Freizeitaktivitäten. Musik, Tanz und sportliche Aktivitäten werden auch als Ausdrucksformen der Spiritualität gesehen. Flankierend könnte man durchaus vielfältige Möglichkeiten an Freizeitbetätigungen schaffen, in denen Jugendliche sich ausleben, ihre Fähigkeiten ausprobieren und neue Erfahrungen machen können. Gelegenheit dazu böte z. B. ein Musik-Projekt oder ein Breakdance-Workshop. Eine Bewusstheit und Nachhaltigkeit von Erfahrungen können Reflexionen in Stille, im gemeinsamen Gespräch oder in anderen Formen erwirken.

- *Ihr könnt es in die Hand nehmen!*

Jugendliche sind auch bereit, Angebote mitzugestalten und vorzubereiten. Sie haben eigene Vorstellungen und Ideen und nicht zuletzt die besten Kenntnisse über ihr Leben und darüber, was sie persönlich betrifft. Die Partizipation Jugendlicher ist ernst zu nehmen: Ihr Engagement darf nicht für die Umsetzung der Mitarbeiterideen missbraucht werden; die Mitarbeiter sollten den Jugendlichen und ihren Ideen vielmehr begleitend und unterstützend zur Seite stehen. Die Übernahme eigener Verantwortung kann so erlernt und als bedeutende Erfahrung geschätzt werden.

Auf dem Weg christlicher Spiritualität wird man nicht allen Jugendlichen begegnen können. Doch möchte man denen, die man trifft, gerecht werden, muss man sich an ihnen und ihrem Leben orientieren. Ein Ansatz, der durchaus an einem Jesus von Nazareth zu beobachten ist.

Anmerkungen:

- ¹ Diese Untersuchung wurde im Rahmen einer Diplomarbeit im Fachbereich Sozialwesen der KFH NRW, Abt. Köln erstellt. Sie erfolgte in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Jugendamt Mülheim an der Ruhr.
- ² Im Katholischen Jugendamt Mülheim an der Ruhr bestand die Idee, einen mobilen Ansatz zu wagen: Ein SAKROMOBIL könne Jugendliche in und außerhalb von Kirchengemeinden aufsuchen und schaffe mit den jungen Menschen zusammen Möglichkeiten der Auseinandersetzung in ihrer Beziehung zu Gott und mit ihrer persönlichen Religiosität. Eine spannende Idee! Ob sie sich mit den religiösen Lebenswelten der Jugendlichen decken würde, galt es abzuklopfen. Leider konnte dieses Projekt wegen des beruflichen Ausstiegs der federführenden Person bislang nicht umgesetzt werden.
- ³ Josef Sudbrack: Stichwort Spiritualität. I. Begriff, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 9, Freiburg i. Br. ³2000, 852–853, 853.
- ⁴ Vgl. Josef Sudbrack: Stichwort Spiritualität V. Typologien, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 9, Freiburg i. Br. ³2000, 857–858, 857.
- ⁵ Vgl. Christian Schütz, Stichwort Spiritualität. Christliche Spiritualität: in: Ders. (Hg.): Praktisches Lexikon der Spiritualität, Freiburg i. Br. 1988, 1170–1180, 1172; Josef Weismeyer: Leben in Fülle. Zur Geschichte und Theologie christlicher Spiritualität, Innsbruck 1983, 16.
- ⁶ Hubert Knoblauch: Die unsichtbare Religion im Jugendalter, in: Werner Tzscheetzsch / Hans-Georg Ziebertz (Hg.): Religionsstile Jugendlicher und moderne Lebenswelten = Studien zur Jugendpastoral, Bd.2, München 1996, 65–97, 76.
- ⁷ Es wurde zuvor angenommen, dass sich von Firmlingen eher Aussagen bezüglich spiritueller Erfahrungen in einem christlichen Sinne erfragen lassen. Denn zumindest äußeren Merkmalen zufolge (u. a. Entscheidung zur Firmung, Begleitung durch Katechese, Gemeindeanbindung) bewegt sich ihre Suche nach Sinn entlang dem christlich-religiösen Horizont. Die Größe der Stichprobe ist von keiner erheblichen Bedeutung, da es hier um eine generelle Existenz der Formen von Spiritualität geht und nicht um ihre Häufigkeit und Verteilung.

- ⁸ Die für diese Arbeit benutzten Techniken orientieren sich an den Modellen der zusammenfassenden und der strukturierenden Inhaltsanalyse. Siehe dazu: Philipp Mayring: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, Weinheim ⁷2000, insbes. 59–62 bzw. 82–85.
- ⁹ Die angeführten O-Töne der Befragten sind immer nur ein Beispiel, nicht aber die einzige Aussage, auf welches sich das entsprechende Einzelergebnis stützt.
- ¹⁰ Dass spirituelle Formen oft auch unreflektiert erlebt bzw. verwirklicht werden, deutet auch Hubert Tremml an. – Vgl. Hubert Tremml: Spiritualität und Rockmusik. Spurensuche nach einer Spiritualität der Subjekte = Glaubenskommunikation, Reihe Zeitzeichen, Bd. 3, Ostfildern 1997, 126.
- ¹¹ Dies Beobachtung müsste natürlich noch durch eine qualitative Untersuchung auf ihre Repräsentativität überprüft werden.
- ¹² Dies soll hier ausdrücklich nicht gewertet, sondern lediglich als ein Phänomen wahrgenommen werden.
- ¹³ Die folgenden Anhaltspunkte leiten sich aus den Ergebnissen der Untersuchung ab. Da sich keine Hinweise darauf ergaben, dass die Firmlinge einen „Sonderfall“ darstellen, werden die Anhaltspunkte mit Blick auf eine Allgemeinheit von Jugendlichen gegeben.

Heiner Koch

„Seht, da ist der Mensch!“ (Joh 19,5)

Überlegungen im Anschluss an die Ausstellung „Körperwelten“

Es wäre schlimm, wenn sich das als wahr bestätigen würde, was der Spiegel in seiner Ausgabe vom 19. 1. 2004 als Ergebnis einer Untersuchung herausstellt: Der Initiator der auch in Deutschland stark besuchten und umstrittenen Ausstellung „Körperwelten“, Gunther von Hagens, soll als „Händler des Todes“ skrupellose Geschäfte mit enormen finanziellen Gewinnen vollzogen haben: Menschliche Leichen als Handelsware. Zudem kämen die Leichen nicht nur von willigen Spendern, sondern aus chinesischen Straflagern, manche hatten ein Loch im Schädel und einen eingebrochenen Hals. Der kommunistische Staat verkaufte sie.

Diese Enthüllungen lösen bei vielen Menschen zu Recht Empörung aus. Doch es stellt sich die Frage, warum dieses Entsetzen in unserer Gesellschaft nicht schon vorher bei den Präsentationen der Ausstellung „Körperwelten“ aufgetreten ist. Stattdessen ließen sich inzwischen fast 13 Millionen Menschen bewegen, 12 Euro Eintritt zu zahlen, um sich von einer sie verblendenden Scheinwelt gefangen nehmen zu lassen:

- Der Scheinwelt angeblicher Individualität: tatsächlich werden Körper verschiedener Menschen zusammengebastelt und Gliedmaßen der Leichen abgetrennt: Modelle von Menschen, an deren Geschichte und Geist die Ausstellung ohnehin nicht interessiert ist.
- Der Scheinwelt menschlicher Macht: als ob ein Mensch wie Gunther von Hagens, der sich von seinen Untergebenen gerne als „lieber Führer“ verehren lässt, (Der Spiegel vom 19. 1. 04) Menschen durch

seine Körperarbeiten unsterblich machen könne und sei es nur als Schauobjekt

- Der Scheinwelt der Ewigkeit: Als ob die in die Pose von Lebenden, etwa als Reiter oder Schachspieler, gesetzten Leichen voller Leben wären. Beim Duschen fiel von Hagens einmal sein Mittel gegen den Tod ein: „Willst du wirklich ewig leben, musst du deinen Körper geben“ (FAZ vom 12. 4. 2001).
- Der Scheinwelt menschlicher Körper: als ob zum menschlichen Körper nicht gerade auch seine Vergänglichkeit gehören würde und zu einer Leiche ihre Verwesung.
- Der Scheinwelt der Wahrung der Würde des Menschen: als ob hier nicht Leichen inszeniert und zu „Kunstwerken“ entfremdet, entindividualisiert und zu einer reinen Modelliermasse degradiert würden.
- Der Scheinwelt einer angeblichen „authentischen Aufklärung“ über den Menschen: als ob nicht immer wieder defekte Körperteile rasch ausgetauscht würden, weil die „Präparate aus China“ schlechte Arbeit darstellten und etwa Fett aus den Muskeln ausläuft – was wohl das ästhetische Empfinden stört.
- Der Scheinwelt eines fröhlichen Todes: als ob etwa der Hut auf einer ausgestellten Leiche in der Lage sei, „dem Tod den Grusel zu nehmen“, wie der selbst stets mit einem Hut auftretende Gunther von Hagens es erklärt (FAZ.NET vom 19. 1. 2004).

Warum sind bisher über 13 Millionen Besucher von solch einer Scheinwelt so angezogen?

Ist es die Sensationslust unserer Gesellschaft, die nur durch eine immer stärkere Eskalation – und sei es immer noch unglaublicherer Geschmacklosigkeiten – zu befriedigen ist? Da läge die Toten-Show von Herrn von Hagens auf der Linie der Dschungel-Show von RTL.

Ist es die Sehgieg so vieler Menschen, die daran gewöhnt sind und es immer mehr wollen, dass auch das Intimste des Menschen prostituiert wird?

Suchen die Menschen nur ein neues Tabu zu brechen, weil andere Tabus – etwa im

sexuellen Bereich – schon längst gebrochen sind? Auch in diesem Punkt läge das Spektakel von Hagens voll im Trend der Zeit.

Ist es der Kitzel des Extremen, den die Menschen suchen, weil ihr „normales“ Leben zu langweilig geworden ist?

Empfinden die Menschen beim Anschauen der Leichen die gleiche Lust wie Gunther von Hagens, als er für 50 DDR-Mark den ersten Leichenschädel erwarb, was er als seinen „schönsten Lustkauf“ bezeichnete?

Oder haben die Menschen heute jedes Gefühl für die Würde des Menschen verloren, angefangen vom Umgang mit dem Menschen vor seiner Geburt, der für viele nur als ein medizinisches Materiallager gilt, bishin zur „Entsorgung“ des Menschen nach seinem Tod, wie sie sich auch in der gegenwärtigen Diskussion über unsere Bestattungskultur zeigt. Zeugt die Entblößung der Menschen im wörtlichen und übertragenen Sinn, wie sie in unserer Gesellschaft alltäglich geworden ist, nicht davon, dass das Gefühl für das Geheimnis, das ein jeder Mensch ist und das es zu achten und zu schützen gilt, also für die Ehrfurcht vor dem Menschen, verloren gegangen ist? In dieser gefährdeten Haltung ist auch das Gesetz gegen die Störung der Totenruhe begründet. In einer e-Mail aus von Hagens chinesischer Leichenfabrik an ihn heißt es: „Für die Produktion brauchen wir folgendes Material: 1. Skelette (ungefähr 100 Stück), 2. weibliche Leichen oder weibliche Becken mit Organen, ganzen Genitalien, 3. Genitalien männlich und weiblich in gutem Zustand. Für Vorbereitung, Austausch und als Teilpräparate für zukünftige Bestellungen, 4. Embryos, speziell aus der 1. bis 8. Schwangerschaftswoche“ (Der Spiegel vom 19.1.04). Da, wo die Ehrfurcht vor der Würde und Unantastbarkeit eines Menschen in dieser Weise verloren geht, ist zumindest langfristig totalitärem, menschenverachtenden Denken und Handeln Tür und Tor geöffnet.

Ist schließlich ein Grund für die Attraktivität der Show Günter von Hagens vielleicht auch in der Äußerung einer jungen Frau nach dem Besuch der Ausstellung „Körperwelten“ zu sehen: „Jetzt verstehe ich mich besser.“?

Suchen die Menschen vielleicht im Anschauen der Leichen eine Antwort auf die Frage: Wer bin ich? Eine Frage, die für sie heute zusehend unbeantwortet bleibt? Sehen sie sich vielleicht in den Leichen selbst? Erkennen sie ihre bedrohte Individualität, obwohl sie fühlen, dass sie immer wieder nur als anonyme Nummern behandelt werden? Ihre erlebte Ohnmacht in so vielen Lebensbereichen? Ihre persönliche Erstarrung mitten im Leben? Die vielen unwürdigen Lebenssituationen? Die Verdrängung des Sterbens? Der Physiker Werner Heisenberg hat einmal gesagt: „Überall steht der Mensch nur sich selbst gegenüber“, und Gunther von Hagens schreibt: „Nur bei echten Leichen kommt der Betrachter auch wirklich zu der angestrebten Erkenntnis: „Aha, dass bin ja ich“ (Der Spiegel vom 13.1.04)

Ist nicht dies das eigentlich Schlimme dieser Ausstellung, dass hier das Menschenbild und die Würde der lebenden Menschen ganz subtil – wohl noch mehr im Unterbewussten als im Bewussten – bei den Betrachtern zerstört wird? Vermittelt die Ausstellung, vor allem die Art und Weise, wie hier mit verstorbenen Menschen umgegangen wird, nicht das Menschenbild, dass der Mensch doch nichts sei als eine wertlose Sache? Allenfalls hat er noch einen Sachwert, den Menschen wie Gunther von Hagens dadurch garantieren, dass sie die Leichen als kolorierte Modellmasse erhalten. Für ihn, so Gunther von Hagens, sei eine Leiche kein sterblicher Überrest eines Menschen mehr, sobald sie in den Kreislauf anatomischer Wissenschaft eingespeist wird, sondern nur ein „Präparat“ (Der Spiegel vom 19.1.04). Der jüdische Professor für Neurologie und Psychiatrie, Victor. E. Frankl, schrieb schon 1959 in seinem Buch „Der Mensch auf der Suche nach Sinn“: „Hier lauert die Gefahr, dass der Mensch sich missversteht und missdeutet wieder einmal als ein *nichts anderes als*. Der Biologismus, der Psychologismus, der Soziologismus hatten ihm in einem Zerrspiegel ein Zerrbild seiner selbst vor Augen gehalten, demzufolge er eben *nichts war als* je nachdem ein Reflexautomat, ein Triebapparat, ein

physischer Mechanismus oder aber bloßes Produkt von Produktionsverhältnissen. Dies war vom Menschen geblieben. Das eigentlich Menschliche war jedenfalls aus dem Menschen hinauskomplimentiert worden. ... Glauben Sie mir, auch Auschwitz, Treblinka und Maidanek sind ursprünglich nicht in den Ministerien zu Berlin vorbereitet worden, sondern zuvor an den Schreibtischen und in den Hörsälen nihilistischer Wissenschaftler und Philosophen; und ich werde ich es nicht müde, darauf hinzuweisen, dass es nihilistische Wissenschaftler und Philosophen auch dort gibt, wo beispielsweise ein Autor, ein Nobelpreisträger, im Menschen letzten Endes „nichts anderes“ sieht als „winzige Klümpchen aus unreinem Kohlenstoff und Wasser, die sich wieder in ihre Elemente auflösen, aus denen sie zusammengesetzt sind, nachdem sie einige Jahrzehnte auf der Erdoberfläche herumgekrabbelt sind“ (Victor E. Frankl: Der Mensch auf der Suche nach dem Sinn, Freiburg i. Brsg. 1972, 67 f.)

Vielleicht wird uns Christen in der Betrachtung dieser Verlorenheit des Menschen, der nur sich selbst gegenübersteht, deutlich, wie sehr wir erlösungsbedürftig sind. Kein Mensch kann uns aus dieser Verlorenheit retten, nur Gott. Vielleicht wird uns aber auch deutlich, wie sehr wir in unserer Gesellschaft für die Würde des Menschen die Stimme erheben müssen, in jeder Phase menschlichen Lebens, auch gegenüber dem toten Menschen.

Als Christen stehen wir gerade jetzt angesichts der Gefährdungen der Würde und der Unantastbarkeit des Menschen, wie sie in manchen kulturellen wissenschaftlichen Entwicklungen, in Medienpräsentationen und in der Gunther-von-Hagens-Show zum Ausdruck kommen, in der Verpflichtung, nicht nur zu widersprechen, sondern das christliche Menschenbild hochzuhalten: Dass der Mensch Geschöpf und Ebenbild Gottes ist und bleibt in jeder seiner Lebensphasen und dass nur in ihm allein die Erfüllung unserer Sehnsüchte nach Leben und Ewigkeit, Unantastbarkeit und Liebe gewährleistet wird.

Gunther Fleischer

„Wen sucht ihr?“

Geistliche Betrachtung zu Joh 18,4

„Suchen. Und finden.“

Drei Wörter, die Ihnen im letzten Jahr als Motto des Jahres der Bibel sicherlich schon öfters begegnet sind. Drei Wörter, die zunächst einmal banal klingen; die wie eine Variation des Sprichwortes daherkommen: „Wer suchet, der findet“. Nicht einmal ein biblisches Zitat stellen sie dar, obwohl es doch um die Bibel geht. Gerade die scheinbare Harmlosigkeit des Mottos, das doch so viel in Bewegung gesetzt hat, fordert zum grundsätzlicheren Nachdenken heraus – nicht über das Bibeljahr, sondern über das Suchen und Finden als Teil unseres Glaubenslebens, besonders dann, wenn man dieses Motto strikt biblisch liest.

Suchen und Finden sind zwei Grundvollzüge menschlichen Lebens. Aber die Frage ist, wie sie sich zueinander verhalten. Der Punkt zwischen beiden, den das Motto setzt, markiert die mögliche Bruchstelle, auf die bereits die Hl. Schrift selbst aufmerksam macht: „Sie werden mich suchen, aber nicht finden“ (Spr 1,28); „Ich wäre zu finden gewesen für die, die nicht nach mir suchten“ (Jes 65,1); „Ich ließ mich finden von denen, die nicht nach mir suchten“ (Röm 10,20). Vergebliche Suche, ausbleibende Suche als verpasste Chance, ausbleibende Suche, die dennoch fündig wird – allein die Nennung dieser Möglichkeiten macht schon hellhörig, das Suchen und Finden und die Zusammenkunft beider nicht zu leicht zu nehmen. Dazu rät auch die Lektüre des Buches Kohelet, das in seinem Gedicht von den „fallenden Zeiten“ nicht eine Zeit des Suchens und eine des Findens gegenüber stellt, sondern „eine Zeit zum Suchen und eine Zeit zum

Verlieren“ (Koh 3,6). Nimm man noch Am 5,4 hinzu: „Sucht mich, und ihr werdet leben“, wird deutlich, dass nach biblischem Maßstab am Suchen und Finden die Existenz, das Leben selbst oder der Verlust desselben hängt.

„Was sucht ihr?“

Solchermaßen im Blick geschärft, wenden wir uns dem Johannesevangelium zu, in dem die Rede vom Suchen und Finden geradezu ein verborgenes Leitmotiv ist. Es beginnt sogleich im ersten Kapitel (Joh 1,35). Johannes der Täufer weist vor den Ohren zweier seiner Jünger – einer davon ist Andreas – auf Jesus als das Lamm Gottes hin, worauf diese Johannes verlassen und Jesus hinterher gehen. Der Text erweckt den Eindruck, als wollten die Jünger nur einmal gucken, was passiert. Neugier lässt sie folgen, nicht der Wunsch nach tieferem Austausch. Gerade bei Johannes aber ist es Jesus, der genauer um den Menschen weiß als dieser um sich selbst. Er durchstößt die Mauer des neugierigen Nachgehens, das sich immer noch eine Hintertür offen halten will, um nicht in das beobachtete Geschehen einbezogen zu werden, indem er fragt: „Was sucht ihr?“ Die Frage könnte schlicht verstanden werden im Sinne von: „Was wollt ihr eigentlich?“ Vielleicht sogar mit dem Unterton: „Lasst mich in Ruhe!“ Doch so oberflächlich ist Johannes nie in seinem Evangelium. Nein, mit seiner Frage rührt Jesus bei den beiden Noch-Täufer-Jüngern, die einfach mal sehen wollen, von wem ihr Meister als „Lamm Gottes“ spricht“, an den tieferen Antriebsgrund ihres Nachgehens. Die Frage „Was sucht ihr?“ meint also: „Was sucht ihr eigentlich, was sucht ihr wirklich, wenn ihr mir hinterherlauft?“ Jesus will die beiden dazu bringen, sich selbst über ihr Handeln klar zu werden, weil sie dann Größeres finden werden als beim unverbindlich-neugierigen Nachgehen.

Jesus führt die Jünger zu sich selbst wie er es zwei Kapitel später mit Nikodemus und noch mal eines später mit der Samariterin

am Brunnen machen wird. Bei Johannes entdeckt Jesus den Menschen, was sie suchen, ohne es selbst wirklich schon zu wissen.

Die beiden Täuferjünger reagieren auf die Frage Jesu „Was sucht ihr?“ zunächst eher verlegen. Die Formulierung des Johannes „Rabbi, – das heißt übersetzt: Meister – wo wohnst du?“ erweckt den Eindruck, dass Johannes mit seiner Erklärung des Wortes Rabbi die Pause füllt, in der die Jünger nicht richtig wissen, was sie auf die Frage Jesu antworten sollen. Einen Ehrentitel zu nennen, ist auf jeden Fall nicht verkehrt – aber was sollen sie weiter sagen? Suchten sie wirklich seine Wohnung? Oder ist dies nicht eher eine Antwort, um irgendetwas zu sagen und die peinliche Situation zu überspielen, beim Nachgehen erappt worden zu sein, das gar keine richtige Suche sein sollte? Aber durch das Wort Jesu wird es erst zur richtigen, nämlich zur fragenden Suche; die Frage Jesu wandelt das Nachgehen, das keine wirkliche Frage an Jesus hat, in ein Mitgehen, das offensichtlich von einer weit tieferen Frage als der nach dem Wohnort geleitet ist. Es geht um das „Bleiben“, wie die wiederum tiefgründige Formulierung des Johannes nahe legt: „und sie blieben jenen Tag bei ihm“ (1,39) – eine vorläufige Formulierung mit eschatologischer Tragweite: „Bleibt in mir und ich in euch“ (15,4). Und dieses fragende Suchen stößt auf einen überraschenden Fund: „Wir haben den Messias gefunden – das ist übersetzt: Christus“ – so wird Andreas seinem Bruder Petrus berichten (1,42). Sie sind vom Vorläufigen beim Bleibenden angekommen, den sie suchten, ohne es zu wissen.

Die Frage „Was sucht ihr?“ hat mit jedem von uns zu tun, insofern sie den Zusammenhang, der zwischen Suchen und Finden besteht, neu beleuchtet und damit uns selbst in Frage stellt. Es ist eben nicht so harmlos, wie das bereits zitierte Sprichwort es sagt: „Wer sucht, der findet!“ Die Frage ist: „Was suche ich, was suchst du genau?“ Die Suche geschieht ja nicht voraussetzungslos. Vielmehr gilt: Ich finde das, was ich suche. Und genau dieser Zusammenhang birgt eine

große Gefahr: Ich finde, was ich suche, und verpasse dabei zugleich das, besser: den, den ich hätte finden können. Ich finde nicht das oder den anderen, sondern nur mich selbst im Spiegel meiner Erwartungen, Wünsche, Projektionen ...

Hier können wir von jemandem lernen, der den meisten wahrscheinlich in diesem Zusammenhang nicht in den Sinn käme, Pablo Picasso, der einmal schreibt:

*„Ich suche nicht – ich finde.
Suchen – das ist das Ausgehen von
alten Beständen
und ein Finden-Wollen von bereits
Bekanntem im Neuen.
Finden – das ist das völlig Neue! ...
Es ist ein Wagnis – ein heiliges Abenteuer.“*

Das Johannesevangelium spiegelt uns auf seine Weise, was Suchen als Sich-leiten-lassen von eigenen Wünschen meint. Im 6. Kapitel heißt es: „Ihr sucht mich nicht, weil ihr ein Zeichen gesehen habt, sondern weil ihr von den Broten gegessen habt und satt geworden seid“ (Joh 6,26). Die Menschen suchen einen, der ihnen die Arbeit abnimmt, einen Erfüllungsgehilfen ihres unstillbaren Hungers nach Brot, das der steinige Boden bei den unsicheren Regenfällen nicht verlässlich hervorbringt; sie suchen einen Brotkönig, und verpassen damit Jesus als den Sohn Gottes. Sie suchen den Bedürfnisbefriediger und verpassen den Erlöser, an dem ihnen nicht gelegen ist. Sie suchen das Glück, und verpassen das Heil.

Den Unterschied zwischen Heil und Glück lässt in großartiger Weise ein kurzer Satz von Heinrich Mann aufleuchten, den er in seinem Nachruf auf den Schriftstellerkollegen Arthur Schnitzler schreibt: Glück bedeutet: „Wir werden nur fallweise gerettet“. Die Rettung von Fall zu Fall – das ist eben der sog. Glücksfall, dem man beständig hinterher hechelt, der aber weder verlässlich kommt noch ins Dauerhafte zu wenden ist. Gerade Letzterem dient ja der scheiternde Versuch der Menschen, die Jesus zum Brotkönig machen wollen (6,15) oder auch der Vor-

schlag des Hüttenbaus auf dem Berg der Verklärung. Heil hingegen, – oder: wie Johannes es nennt: Leben – ist etwas, das die Kategorien von Glück und Unglück – als dem ausbleibenden Glücksfall – übersteigt. Es meint ein Leben mit einem verlässlichen Fundament, das keiner mir entziehen kann – das also auch und gerade in der Stunde des Unglücks trägt – und auf eine Dauer angelegt ist, welcher selbst der Tod keine Grenze zu setzen vermag. Welch eine Anstößigkeit: an ein Heil zu glauben, dass das Unglück nicht ausschließt. Es gilt hier, was Picasso zum Finden sagt: Es geht darum, „sich im Ungeborgenen geborgen“ zu wissen.

Will ich einen solchen Gott? Will ich einen solchen Jesus? Oder was suche ich? Suche ich den Jesus, der mich in meinen Ansichten immer schon bestätigt? Suche ich den Gott, nach dessen Bild ich geschaffen bin, oder einen Gott nach meinem Bilde? Suche ich Macht und dazu ein Gottesbild, das sich gut vor den Karren spannen lässt, der mich zur Macht führt? Eine Frage, die gerade in diesen kriegerischen Tagen von hoher Aktualität ist, aber immer auch im Kleinen gilt, denn jeder hat in seinem Bereich auch Macht oder zumindest die Möglichkeit zur Macht. Was suche ich: Heil, das keineswegs immer so greifbar und erfahrbar ist, wie ich es mir wünsche, oder Glück als greifbares Erleben, und welchen Platz nimmt in dieser Suche meine Gottsuche ein?

Es ist ja auch schwierig mit dieser Suche nach Jesus, wenn uns gesagt wird: „Ihr werdet mich suchen und ihr werdet mich nicht finden; denn wo ich bin, dorthin könnt ihr nicht gelangen“ (Joh 7,34). Die Reaktion im Johannesevangelium auf dieses Wort Jesu ist das kopfschüttelnde Fragen „Was bedeutet das?“ (7,36). Es bedeutet doch schlicht: Wir werden Jesus nur finden, wenn wir ihn nicht nur dort suchen, wohin wir gelangen mit unseren eigenen Möglichkeiten, Begrenztheiten, mit denen wir ihn letztlich vereinbaren wollen. Das Finden ist überhaupt keine Möglichkeit, die in unseren Händen liegt, sondern etwas, das uns von ihm her

eröffnet wird. Suchen heißt, damit zu rechnen, zu jeder Zeit, in jeder Begegnung, in jedem Schriftstudium, in jedem Schweigen, auch in jedem Unglück, dass von ihm her das Unfassbare der Gottesbegegnung geschieht. Genau dieser Gedanke, der eine tiefe In-Frage-Stellung des Suchenden einschließt, wird im weiteren Verlauf des Johannesevangeliums entfaltet, nämlich in der Szene, die dieser Betrachtung die Überschrift gegeben hat.

„Wen sucht ihr?“

Hier greift das Evangelium auf die Eingangsfrage „Was sucht ihr?“ zurück: Als die Soldateska kommt, um Jesus zu verhaften, fragt er sie: „Wen sucht ihr?“ (18,4). Sie nennen seinen Namen, er gibt sich zu erkennen („Ich bin es.“), und sie – „wichen zurück und stürzten zu Boden“ (18,6).

Suchen und Finden verhalten sich hier zerstörerisch zueinander. Die Soldaten kommen, um eines Menschen habhaft zu werden, den sie nicht aus persönlichem Interesse suchen. Sie kommen, um festzunehmen und der Tötung zuzuführen einen Menschen, von dem sie nichts erwarten – außer vielleicht Widerstand. Vor allem kommen sie bewaffnet, gepanzert, zur Abwehr bereit. Sie wollen nicht einbezogen werden in den Lebenskreis dessen, den sie suchen. Doch genau diesen Panzer zerstört Jesus durch seine Frage, mit der er die Soldaten aus der Reserve lockt, und erst recht mit seiner Antwort. Angesichts der entwaffnenden und selbst auf Waffen verzichtenden Offenheit Jesu erweisen sie sich als die Ohnmächtigen und Jesus als der Souverän. Das „Ich bin es“ in seiner Doppelbödigkeit von Identitätsangabe und Durchscheinen-Lassen der eigenen Göttlichkeit („Ich bin, der ich bin“) wirft sie zu Boden. Sie haben den gefunden, den sie nicht gesucht haben – wirklich Gottes Sohn, nicht nur einen, der es behauptet und mit dem man deshalb schon fertig wird. Aber: Nicht ihre Fackeln bringen etwas ans Licht, sondern sein Wort.

Und ihre Waffen richten gegen sein Wort nichts aus.

Die Schilderung ihrer Reaktion verweist auf die Dramatik des Geschehens. Zurückweichen und Zu-Boden-Stürzen – das ist eine tiefgründige Umschreibung existentieller menschlicher Zerrissenheit angesichts Gottes: Entsetzen, Erschrecken, nicht zu nah an ihn herankommen wollen, weglaufen einerseits, und zugleich auf die Erde fallen als Zeichen der Verehrung. Die Reaktion erinnert an Abraham, der angesichts der Segensverheißung, die ihm und seiner alt gewordenen Frau gilt, sich niederwirft und lacht (Gen 17,17). Es ist die Zerrissenheit zwischen Gottesglaube und tiefem Gotteszweifel, zwischen Gottnähe und Gottferne. Sie ist vom Menschen her nicht auflösbar. Dem Abraham wird von Gott her nicht der Zweifel vorgeworfen, sondern ein Wort des Zuspruchs gegeben. Der Zweifel in Joh 18 ist sicherlich ein noch größerer. Er hat mit Ablehnung zu tun und bedarf einer noch stärkeren Antwort Gottes. Sie ist am Ende das Kreuz: „Und ich – wenn ich über die Erde erhöht bin, werde alle an mich ziehen“ (Joh 12,32). Deutlicher kann nicht gesagt werden, dass das Finden nicht vom Suchenden abhängt, sondern von Gott selbst umfassen ist als dem, der sich finden lässt und uns immer schon gefunden hat – in unserer ganzen Falltiefe, die nur durch seine Erhöhung aufgefangen werden kann. Suche ist also christlich allein von der Attraktion, der Anziehung des Kreuzes bestimmt. Finden, Gottesbegegnung, Gotteserfahrung ist Gnade, die aber auch ganz anders ausfallen kann, als ich es erwarte: erschreckend, niederwerfend. Suchen heißt nicht, selbst ans Licht bringen, sondern sich in das Licht seines Wortes und seines Wirkens stellen. Und Suchen heißt nicht, schon im Vorhinein gegen alles gewappnet zu sein, was bei der Suche keinesfalls herauskommen darf, weil dies mein Gottes- und Christusbild zerstören könnte, mit dem ich mich so gut arrangiert habe.

Sicherlich, die zurückweichende und niederfallende Reaktion der Soldaten ist nur

eine vorübergehende. Hier werden wir auf die Unausweichlichkeit des Kreuzes verwiesen: „Wenn ich über die Erde erhöht bin, werde ich alle an mich ziehen“. In diesem Zusammenhang verbirgt der Satz von Heinrich Mann eine tiefe Wahrheit, die ihm vielleicht nicht bewusst war. Wenn Glück bedeutet: Wir werden nur *fallweise* gerettet, dann bedeutet Heil nach unserem Glauben: Wir werden *nur* fallweise gerettet, nämlich durch den Fall des einen, des Gottessohnes, für uns. Weil in diesen tiefsten Fall, den grausamsten Todesfall, alles Fallen dieser Welt aufgenommen ist – auch meines –, und dieser Fall sich als Erhöhung erwiesen hat, nur deshalb ist Rettung glaubbar. Wir leben nicht nur von seiner Botschaft, nicht nur von dem, was er an Wundern und Zeichen gewirkt hat, sondern davon, dass sein Leben im Tod geendet ist, aber von Gott nicht dort belassen wurde. Das allein gibt uns die Hoffnung, dass wir nicht als endgültige Todeskandidaten unterwegs sind. Das erst macht Suchen sinnvoll.

Ist unsere Suche nach Gott von diesem tiefen Ernst bestimmt, der keine Verharmlosung Gottes als „lieber Gott“ duldet? Oder lautet das immer schon vorweggenommene Ergebnis unserer Suche: Gott hat alle Menschen lieb? Das wäre im Licht des Evangeliums die Banalisierung der Liebe, die nicht ohne das Kreuz aussagbar ist und mit ihm zugleich den möglichen Widerstand gegen die Liebe festhält. Es ist die Liebe eines Mächtigen, Allmächtigen, aber: Diese Macht setzt sich nicht durch, sondern aus: Bis zum Schluss gibt es kein anderes „Ecce Deus“ als in Gestalt des „Ecce homo“. Auch in der bittersten Stunde geht es allein nach Menschenart zu – und das heißt hier, wie so oft: unmenschlich, lieblos. Gottes Liebe ist nicht harmlos, weil die Welt nicht harmlos ist.

Andererseits: Der Ernst der Gottsuche bedeutet nicht Härte, und erst recht nicht Trauer. Traurig wird es nur, wenn man dem zweiten Teil der Botschaft, dass der Gekreuzigte auch der Auferweckte ist, nicht traut und damit letztlich glaubt, doch noch selbst

für die Erlösung verantwortlich zu sein. Solche Haltung macht oft erbarmungslos sich selbst sowie anderen gegenüber und blind.

„Wen suchst du?“

Von dieser Blindheit zeugt das letzte „Wen suchst du?“ im Johannes-Evangelium (Joh 20,14). Es ist verbunden mit der Frage: „Waarum weinst du?“ und richtet sich an Maria von Magdala, die mit einem Leichnam, aber nicht mit dem auferweckten Herrn rechnet. Ihre Suche geht damit in die völlig falsche Richtung. Um ihn zu finden, muss sie sich umwenden. Er steht in der Richtung, in die sie nicht schaut: hinter ihr. Zweimal muss sie sich sogar umwenden (20,14.16). Dass sie ihn findet – finden hier als wieder-erkennen – geschieht auf sein Wort hin. Am Ende steht ein einziges Wort ihrerseits. Im Gegensatz zu den verlegenen Jüngern am Anfang des Evangeliums: „Rabbi – Meister“ sagt sie „Rabbuni“ – und legt damit in den selben Titel zugleich das Wörtchen „mein“ hinein, Ausdruck der Liebe und tiefen Glaubens. Ihre traurige Suche nach einem, den sie aufgegeben hatte, hat sich zu tiefer Beziehung gewandelt, weil sie sich von ihm in eine neue Blickrichtung hat wenden lassen.

So kann die Karwoche und anschließende Osterzeit zur Anfrage an uns werden: Wen suchen wir wirklich? Wie und in welche Richtung suchen wir? Rechnen wir damit, dass das Finden uns verändern kann? Denn der, den wir suchen, hat uns schon längst gefunden – auch, wenn er uns manchmal noch so fern scheint. Die Frage „Wen sucht ihr?“/„Wen suchst du?“ muss eine ständige Frage bleiben, deren Beantwortung nicht einfach in dem Psalm „Gott, du mein Gott, dich suche ich“ (Ps 63,2) aufgeht. Vielmehr, indem ich Gott sage, muss ich offen lassen, wie er sich in seinem Gottsein in diesem und jenem Augenblick erweist – keineswegs nur immer bestätigend, aber, das ist unser tiefer Glaube, immer zum Heil des Menschen, der ihn wirklich sucht.

Zeugnisse christlicher Mystik

Zwei Mystiker habe ich in meinem Leben kennen gelernt, eine Ordensfrau und einen Ordensmann. Die Mystik der Ordensfrau war ausgesprochen christozentrisch. Sie hatte nur einmal eine Vision in ihrem geistlichen Leben, wobei sie Christus mit ausgebreiteten Armen sah, so als erwarte er sie zur Vereinigung, zur geistlichen „Vermählung“. Auf ihrem langen Weg durch die „dunkle Nacht der Sinne und des Geistes“, von einer tiefen Sehnsucht erfüllt, war ihr dieses Zielbild ein Licht und Trost. Auf ihrem Sterbebett sagte sie mir: „Ich bin bald am Ziel, am Ziel der Schöpfung.“ Ein wunderbares Wort, das an die Christologie des Kolosserbriefs erinnert: „Er ist das Bild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborene der ganzen Schöpfung. Denn in ihm wurde alles erschaffen im Himmel und auf Erden... Alles ist durch ihn und auf ihn hin erschaffen.“ Christus – das Ziel und die Krone der Schöpfung. Er ist der „Bräutigam“ der Kirche, der „Braut und Gemahlin des Lammes“. Wie verblasst ist das alles in der heutigen Frömmigkeit. Hier kann das Zeugnis der Mystiker hilfreich sein, die Christus als absolutes DU erfahren haben, was er nur sein kann, wenn er eine göttliche Person ist.

Das geistliche Leben kennt unzählige Grade der Vertiefung und Verinnerlichung. Dabei geht es nicht um asketische und meditationstechnische Leistung und Kunstfertigkeit, sondern um die Bereitschaft, Offenheit und Aufmerksamkeit für den Heiligen Geist und sein Wirken. Er ist das Band, das uns mit Christus verbindet, der Wegführer des geistlichen Lebens. Wichtig ist, dass wir ihm jeden Tag etwas offene Zeit widmen, Zeit der Sammlung und des persönlichen Gebetes. Wenn das mit Geduld geübt wird,

wird es einem gehen wie Sören Kierkegaard, der aus seiner Erfahrung bezeugt: „Als mein Gebet immer andächtiger und innerlicher wurde, da hatte ich immer weniger zu sagen. Zuletzt wurde ich ganz still. Ich wurde, was womöglich ein noch größerer Gegensatz zum Reden ist, ein Hörer. Ich meinte erst, Beten sei Reden. Ich lernte aber, dass Beten nicht bloß Schweigen ist, sondern Hören. So ist es: still werden und warten, bis der Betende Gott hört.“

Außer der Krise des Christusglaubens und der Christusfrömmigkeit, gibt es heute die noch umfassendere Krise des Glaubens an einen guten Vatergott, ausgelöst durch die Theodizeefrage unserer Zeit: Wie konnte Gott den Holocaust und die anderen Gräueltaten der Nazis, die Massenmorde unter Stalin und Pol Pot zulassen? Für viele Christen wie für Reinhold Schneider hat sich das Antlitz des Vaters ganz verdunkelt. Das ist wohl auch der Grund, weshalb in dem Credo von Anton Rotzetter, das Jörg Zink in seiner Sammlung moderner Credos „Das christliche Bekenntnis“ als das Beste beurteilt, der Vater für die Unbegreiflichkeit und Ferne Gottes steht. Gewiss, Gott ist unbegreiflich, nicht nur in seinem Wesen, sondern vielfach auch in seinem Verhalten im Weltgeschehen. Auch Paulus muss mit blutendem Herzen bekennen: „Wie unerforschlich sind seine Gerichte, wie unbegreiflich seine Wege.“ (Röm 11,33)

Der Ordensmann, um den es hier als Zeuge mystischer Erfahrung geht, leidet auch unter diesen Fragen, aber für ihn steht der Vater nicht für die Ferne Gottes, sondern für dessen größte Nähe. In den Jahrzehnten seines geistlichen Lebens vollzog sich eine immer stärkere Bindung an den Vater. Er wurde mit ihm immer mehr vertraut wie mit einem guten Freund, dem man alles anvertrauen kann. Alle Furcht verlor sich dabei. Es war sogar so, als habe der Vater seine göttliche Majestät verborgen, um alle Hemmungen der Freundschaft auszuschalten. Der Betreffende verstand nun immer besser, was Paulus mit den Worten sagen will: „Wir sollten die Sohnschaft emp-

fangen. Ja, ihr seid Söhne, sandte doch Gott den Geist seines Sohnes in unsere Herzen, der ruft: „Abba, Vater!“. So bist du – dank Gott – nicht mehr Knecht, sondern Sohn, und wenn Sohn, dann auch Erbe.“ (Gal 4,5-7) Was kann uns das Zeugnis eines Mystikers, was die Beziehung zu Gott dem Vater betrifft, in unserer Situation der Glaubensnot sagen? Auf jeden Fall, dass Gott uns nicht fern, sondern nahe ist, dass wir uns ihm mit jeder Not, auch der Glaubensnot anvertrauen können, dass wir immer Zugang zu ihm haben, nicht mit Furcht und Zittern, sondern mit der Unbefangenheit eines Kindes.

Christsein kann man auf verschiedene Weise definieren: als Erlöstsein, als Nachfolge Christi usw. Für Paulus ist es in dieser zentralen Aussage des Galaterbriefes Teilhabe an der Sohnschaft Christi. Hier liegt der Sinn der Formel „in Christus“, die Paulus immer wieder gebraucht. Der Christ gewinnt im Maße seiner Christusförmigkeit immer mehr Anteil an der Beziehung Christi zum Vater, so auch im Evangelium des Johannes: „Wer an mich glaubt, glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat.“ (12,44f.) Es ist, als wolle Jesus zurücktreten, um den Blick auf den Vater frei zu geben. Doch weiß er genau um seine Funktion als Mittler: „Niemand kommt zum Vater als durch mich.“ (14,6) Die Vereinigung mit Christus ist immer zugleich die mit dem Vater: „Wenn jemand mich liebt, so wird er mein Wort bewahren, und mein Vater wird ihn lieben;

zu diesem werden wir kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“ (14,23)

Die Konzentration der Frömmigkeit auf den Vater bedeutet keine Abschwächung der Christusbeziehung. Wir verdanken die Versöhnung mit Gott und die Versöhnung mit ihm allein Christus, dem Sohn schlechthin. Die Vater-Mystik erwächst aus der Christus-Mystik, die im Kreuz ihren Brennpunkt hat. Zudem bedeutet Teilhabe an der Sohnschaft Christi immer auch Teilhabe an seinem Kreuz für andere, ob bewusst oder unbewusst. Auch die evangelischen Mystiker, von denen Walter Nigg in seinem Buch „Heimliche Weisheit“ berichtet, geben Zeugnis davon. Es besteht keine Notwendigkeit in der lutherischen Theologie die Mystik auszuklammern und abzulehnen, wie es der alte Luther aus Misstrauen gegenüber den Schwärmern, den „Geisterern“ für geraten hielt (im Gegensatz zu dem jungen Luther, der ein begeisterter Leser Taulers und der „Theologia deutsch“ war). Walter Nigg

bedauert zu Recht, dass der Protestantismus mit der Ablehnung oder Geringschätzung der Mystik an geistlicher Lebendigkeit verloren hat.

Echte Mystik ist eine Quelle der Glaubenserkenntnis und des Glaubenslebens, fruchtbar auch für die Theologie. Das Auseinanderdriften von Theologie und Spiritualität, wie es seit dem Spätmittelalter im Katholizismus zu beobachten ist, hat der

Eine halbe Hostie

Ich spüre die Sehnsucht
nach der anderen Hälfte,
nach dem Ganz-sein.

Ist es

seine Sehnsucht?

Seine Sehnsucht

nach dem Eins-sein mit Ihr,
seiner Braut?

Ist das

die ‚Hochzeit des Lammes‘?

Hier unter dem Schleier des

Verborgenen,

des Anfanghaften,

des Noch-nicht?

Und doch schon eins,

eins im Brot,

eins untereinander

im Brot.

Einmal dann ganz

für alle Ewigkeit:

‚Hochzeit des Lammes‘.

E.H.

Theologie sehr geschadet. Es ist erfreulich zu sehen, dass sich hier eine Wende anbahnt.

Die Mystik ist keine Privatsache, sondern hat prophetischen Charakter. Durch sie spricht der Heilige Geist zur Kirche. „Einem jeden wird die Kundgebung des Geistes zum allgemeinen Nutzen verliehen.“ (1 Kor 12,7) Immer wieder hat Gott den Mystikern befohlen, ihre Erfahrungen mündlich und schriftlich weiterzugeben. Später hat man das als „Privatoffenbarungen“ abgewertet und für unverbindlich erklärt. Gewiss ist die allgemeine Offenbarung mit dem Tod des letzten Apostels abgeschlossen und es besteht keine Verpflichtung zum Glauben an spätere Zeugnisse. Aber das heißt nicht, dass sie sinnlos und nicht ernst zu nehmen seien. Die Kirche muss kritisch sein und die Unterscheidung der Geister üben, aber auch sorgfältig auf die Stimme des Geistes achten, der sie auf dem Weg durch die Geschichte begleitet, bis sie am Ziel der Schöpfung angelangt ist.

Leserbrief

Zu Abraham Roelofsen, Brüder und/oder Schwestern? (Heft 1/2004, S. 23–26)

Vor einigen Jahren war Frau Univ. Prof. Dr. Susanne Heine, eine bekannte Vertreterin der feministischen Theologie, als Referentin bei einer Tagung in unserer Katholischen Akademie Hamburg. Heute ist sie die Inhaberin des Lehrstuhls für Homiletik und Liturgik der Evangelischen Fakultät an der Universität Wien.

In der Diskussion um Brüder und /oder Schwestern in den Paulus-Briefen bleibt mir ihre Auslegung unvergesslich. Sie sagte nämlich: Ich bin heilfroh, dass Paulus stets nur von „Brüdern“ spricht und nicht von „Brüdern und Schwestern“. In der damaligen Welt hatten Frauen grundsätzlich einen geringeren Stellenwert. Hätte Paulus in seinen Briefen von Brüdern und Schwestern gesprochen, hätte er diese soziologische Minderwertigkeit zementiert. Indem er nur von Brüdern spricht, hat er die Frauen der Gemeinde auf gleichen Rang und Wert wie die Männer erhoben; denn es ist unbestritten, dass Paulus stets alle Mitglieder der Gemeinde meint und anreden will.

Da wir dieses soziologische Problem so nicht mehr haben – vielleicht gerade durch den partnerschaftlichen Sprachgebrauch des Paulus – dürfen wir heute an den entsprechenden Stellen von Brüdern und Schwestern sprechen.

Msgr. Wilm Sanders, 20459 Hamburg

Literaturdienst

Paul Deselaers: Lebensweisheit aus der Bibel. Biblische Frauen und Männer – Inspiration für heute. Verlag Herder, Freiburg 2002. 222 S.; 14,90 EUR.

„Weisheit ist vonnöten..., das Tiefenwissen, dass das Leben von Leben anderer lebt“ (7), auch von Noach, Abraham, Josef und seinen Brüdern, Mose, Rut, David, Elija, Tobit, Judit, Ester, Ijob, Kohelet, dem Hohenlied, dem Weisheitsbuch und von Daniel. Diese Gestalten und Bücher repräsentieren und vermitteln „Lebensweisheit aus der Bibel“ und werden zu „Ikonen der Hoffnung auf lebendiges Leben“ (7).

Vor allem die Untertitel zur Darstellung dieser alttestamentlichen Gestalten und Bücher wecken die Neugier und das Interesse, z.B. „Noach – Auf Gegenwegen“, „Abraham – Gottes bleibender Neubeginn“, „Mose – Freiheit aus der Nähe zu Gott“, „David – Beziehungsreicher König von Israel“. Diesen und anderen „Untertiteln“ wird der Verfasser weithin gerecht, lässt die biblischen Gestalten und Bücher z.T. in einem neuen Licht erscheinen und ist daran interessiert, Brücken zwischen damals und heute zu schlagen.

Eine deutlichere Konzentrierung auf die „Untertitel“ hätte der Darstellung gedient, auch eine kurze Berücksichtigung der zeitgeschichtlichen Hintergründe und literarischen Entstehungsverhältnisse der diesbezüglichen biblischen Texte. Dadurch hätten die biblischen Gestalten und Bücher an ursprünglicher Kontur und an Gegenwartsbezug gewonnen.

Diese Desiderata stellen die positive Beurteilung dieses Buches aus der Feder des Alttestamentlers und Spirituals am Priester- und Pastoralseminar Münster nicht in Frage. Den an der Bibel Interessierten und den im weiten Feld der Verkündigung Tätigen sei dieses Buch, das Lebensweisheit aus der Bibel an biblischen Gestalten und Büchern festmacht, zur Lektüre und Weitergabe empfohlen.

Franz-Josef Helfmeyer

Simone Honecker: Durchblick. Geschichten für Ministrantinnen und Ministranten. Verlag Haus Altenberg, Düsseldorf 2003. 144 S.; 6,80 EUR.

Keine trockene Theorie, aber auch keine irgendwie gearteten Ministrantengeschichten, sondern ein gutes Stück „narrative Theologie“ bietet die Referentin für Glaubensbildung der Arbeitsstelle für Jugendseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz. In insgesamt 43 kurzen Geschichten behandelt sie in einer einfachen, kindgemäßen Sprache Themen rund um den

Ministrantendienst: „Kirche mehr als nur ein Raum“; „Heilige Messe: (K)eine Feier mit sieben Siegeln?“, „Gottesbilder: Wer bist du, Gott? – Du hast so viele Gesichter“; „Weil ich ein/e Ministrant/in bin...“; „Mit Brief und Siegel – Die heiligen Sakramente“; „Jesus – Hautnah“. Die Themen machen deutlich: Hier geht es um mehr als um Liturgiekatechese; es geht um zentrale Themen des Glaubens und der Lebenswelt von Kindern im liturgischen Dienst. Sachinformationen streut die Verfasserin ganz nebenbei ein, wenn sie in einer Mischung von eigenen Erfahrungen, biblischen Bezügen (gut gewählt, korrekt zitiert und belegt), praktischen Übungshinweisen und Vergleichen mit Elementen aus der Alltagswelt auf nahezu „symbolische“ Weise Inhalte und Ausdrucksformen des Glaubens in gut verdaubaren „Portionen“ erläutert.

Das Buch eignet sich für die Arbeit mit jüngeren Ministranten und Ministrantinnen und bildet für Leiterinnen und Leiter eine Fundgrube, um Gruppenstunden zu einem der Themen zu gestalten. Geschichten, die keinen direkten Bezug zum Ministrantendienst haben, lassen sich auch in anderen katechetischen Prozessen, z.B. der Erstkommunionsvorbereitung einsetzen.

Schließlich: Das handliche Format (gerade auch für Kinderhände) und die ansprechenden Illustrationen verleiten zum Verschenken wie zum Selberlesen.

Patrik C. Höring

Bestellung bei
jugendhaus düsseldorf e.v.
Carl-Mosterts-Platz 1, 40477 Düsseldorf
Tel.: 02 11/46 93-128 /-1 29
Fax: 02 11/46 93-1 72
Mail: bestellung@jugendhaus-duesseldorf.de
Web: www.jugendhaus-duesseldorf.de

Unter uns

Auf ein Wort

Es kommt wenig auf menschliches Forschen und viel auf die Weisung von oben an, wenig auf das Wort, viel auf die innere Freude, wenig auf Gesprochenes und Geschriebenes, alles auf die Gabe Gottes, auf den Heiligen Geist. Willst du darum wissen, wie solches geschehe, so frage die Gnade, nicht die Wissenschaft, frage die Sehnsucht, nicht den Verstand, das seufzende Beten, nicht das forschende Lesen, frage den Bräutigam, nicht den Meister – Gott, nicht den Menschen, die Finsternis, nicht die Klarheit – frage nicht das Licht, sondern das Feuer, das ganz und gar Glut ist.

Bonaventura
in: Itinerarium mentis in Deum,
Capitulum VII., Nr. 6

Ja, oder nein?

Am 8. September komme ich in die Sakristei.

Den beiden jüngeren Messdienerinnen sage ich: „Wir feiern heute das Fest Mariä Geburt.“

Die elfjährige Olivia fragt unvermittelt: „Ist Maria Jungfrau?“ Ich denke: „Oh, nein! Nicht jetzt, kurz vor der Messe, eine Diskussion über die Jungfrauengeburt mit vorpubertären Gören!“ und antworte sehr kurz angebunden: „So lehrt es uns die Kirche.“

Olivia denkt nach.

Und dann: „Ja, das stimmt! Ich bin ja auch Jungfrau – weil ich auch im September geboren bin!“

Pfarrer Michael Kuhlmann, Leverkusen

Wort Gottes

Am 11. Juli 2003 war ich Gast in der Pfarrkirche „Heilig Geist“ zu Hattingen. Dort wurde mein Großneffe von Weihbischof Franz Vorrath gefirmt. In diesem Gottesdienst las er die Lesung vor. Nach der Lesung bekam er „Wort des lebendigen Gottes“ nicht mehr auf die Reihe und sagte: „Lebendiges Wort eines lebendigen Gottes!“ Ich fand den Ausdruck sehr sinnvoll, denn das Wort Gottes ist nicht tot, sondern es lebt.

Diakon Willy Cyprian, Bochum

Begebenheit

Beim Austeilen der neuen Pfarrbriefe kam er in ein Hochhausviertel. Als er gerade die auf den Briefkästen angebrachten Namensschilder mit der Liste der katholischen Haushalte verglich, raunte ihn ein kleines Kerlchen an: „Was machst Du denn da für einen Scheiß...“ Die Fassung nicht verlierend fragte der Austeiler: „Sag mal, bist Du katholisch?“ Darauf antwortete der Junge: „Ich weiß nicht welcher Partei ich angehöre. Meine Eltern sagen immer, ich sei ein Kirmeskind!“

Kpl. Dirk Peters, Bergisch Gladbach

Das Schönste

Ein Pfarrer erzählte folgende Begebenheit: Einer seiner Neffen feierte das Fest der Erstkommunion. Als am Nachmittag der Onkel zu Besuch kam, fragte er seinen Neffen, was denn für ihn das Schönste an der Feier gewesen sei. Die prompte Antwort des Kindes lautete: „Das mit den Höstis!“

Dr. Gunther Fleischer, Köln